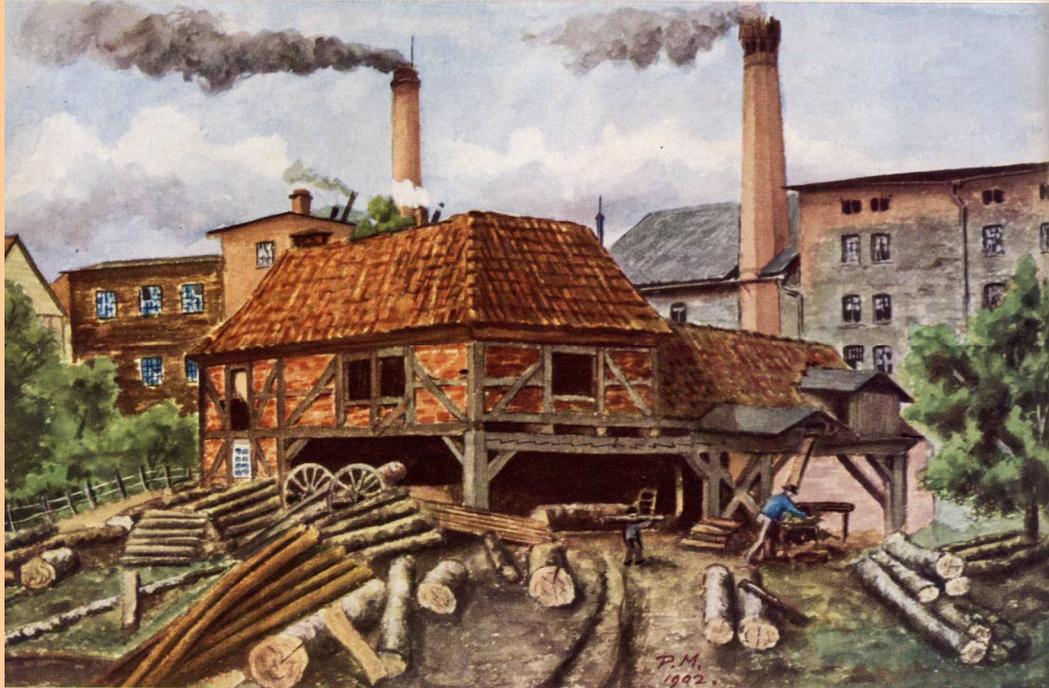


**daunlots.**

**internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs  
am maschinen- und heimatmuseum eslohe.**

**nr. 19**



**Franz Ostenkötter,  
Neheim:**

# **Hiärmen Slaumayers Liäwensläup**

**Ein plattdeutsches Literaturzeugnis zum sauerländischen  
Milieuwandel im ausgehenden 19. Jahrhundert.  
Ediert und kommentiert von Peter Bürger**

**eslohe 2010**

## Über den Herausgeber der „daunlots“

Das CHRISTINE KOCH-MUNDARTARCHIV am Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe wurde ursprünglich 1987 ins Leben gerufen, um das Werk der sauerländischen Mundartlyrikerin Christine Koch (1869-1951) auf der Grundlage des handschriftlichen Nachlasses zu erschließen. Zur Arbeit gehörte jedoch von Anfang an der Blick auf weitere Mundartdichter der Region (Kreis Olpe, Hochsauerlandkreis, Kreis Soest, Märkischer Kreis). Seit Abschluß der Esloher Christine-Koch-Werkausgabe im Jahr 1994 fanden zudem sehr viele „kleine Autorinnen und Autoren“ Eingang in die Sammlung.

Der seit fast einem Vierteljahrhundert zusammengetragene Archivfundus soll kein Friedhof für eine tote Sprache werden. Deshalb erschließen und vermitteln wir ihn durch unsere Veröffentlichungen (Christine Koch-Werke, Buchreihe „Mundartliteratur“, Internetpublikationen). Da das Archiv keine öffentliche Institution mit hauptamtlichem Personal darstellt, konzentriert sich die Arbeit ganz auf dieses Angebot!

Gleichzeitig gehört das Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe (als Betreiber des CHRISTINE KOCH-MUNDART-ARCHIVS) auch zu den Gründungsmitgliedern des Trägerkreises MUNDARTARCHIV SAUERLAND (c./o. Stertschulenhof, Olper Str. 3, 59889 Eslohe-Cobbenrode). Diese überregionale Einrichtung für die Kreise Olpe und Hochsauerland ist uns also freundschaftlich verbunden.



## Impressum

Franz Ostenkötter, Neheim: Härmen Slaumayers Liäwensläup. Ein plattdeutsches Literaturzeugnis zum sauerländischen Milieuwandel im ausgehenden 19. Jahrhundert. Ediert und kommentiert von Peter Bürger. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 19. Eslohe 2010. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

Redaktionsschluß 1. November 2010 – Korrektur 18. September 2012.



Die kostenlose Verbreitung dieser Ausgabe der „daunlots“ ist erlaubt und erwünscht. Allein die kommerzielle, auf Profit ausgerichtete Nutzung unserer ehrenamtlich erstellten Internetangebote ist untersagt.

Umschlagillustration: Paul Michels, Gemälde „Säge- und Ölmühle“ (1902) – Reproduktion nach: „600 Jahre Bürgerfreiheit Neheim-Hüsten. Neheim-Hüsten 1958“. Hg. Stadt Neheim-Hüsten. [auch im Anhang; z.T. in Ausschnitten]

Alle weiteren Bildquellen sind jeweils auf der betreffenden Seite vermerkt.

# Inhalt

<b>Hiärmen Slaumayers Liäwensläup van der Waige bit taum Grawwe, oder: de Julenspaigel imme niegentainten Johrhunnert.</b> (Westfälisches Plattdeutsch.) von Franz Ostenkötter in Neheim.	4
<b>1. Kapitel.</b> Van der Geburt bit taum siewenten Johre	5
<b>2. Kapitel.</b> Hiärmens Schauljohre	11
<b>3. Kapitel.</b> Hiärmen in der Lähre	17
<b>4. Kapitel.</b> Hiärmen op Wanderschaft	23
<b>5. Kapitel.</b> Hiärmen's Saldotenjohre	31
<b>6. Kapitel.</b> Hiärmens Friggejohre un Euhestand	37
<b>ANHANG</b>	50
<b>„Hiärmen Slaumayers Liäwensläup“, oder: Ein böses Erwachen im katholischen Kleineleuteparadies</b> Über ein unbekanntes plattdeutsches Buch aus dem 19. Jahrhundert und seine Bedeutung für die sauerländische Mundartliteratur- geschichtsschreibung. Von Peter Bürger	51
1. Wer ist der Verfasser?	53
2. Wann ist dieses Werk erschienen?	55
3. Die Geschichte des Hiärmen Slaumayer	58
4. Exkurs zu Vergleichstexten: Die Paderborner „Liäwensgeschichte van Kristejon Dullromes“ (1878) und die mittelalterliche Gestalt des Till Eulenspiegel	62
5. Biographie eines Soziopathen?	66
6. Ungereimtheiten im „Familienroman“	70
7. Gegen den Strich gelesen: Wer sind Hiärmens Verfolger?	74
8. Soldatenleben und Krieg: Ein posttraumatisches Syndrom?	79
9. Kriminalfall mit langer Einleitung?	86
10. Exkurs: Industrialisierung und Milieu im Raum Neheim-Hüsten	89
11. Nur eine lustige Eulenspiegelei oder ein sauerländisches Sozialbild?	92
12. Anmerkungen zur Schreibweise in dieser digitalen Neuauflage	97
13. Literaturverzeichnis	100

**Hiärmen Slaumayers Liäwensläüp**  
van der Waige bit taum Grawwe,  
oder:  
de Julenspaigel imme niegentainten  
Johrhunnert.  
(Westfälisches Plattdeutsch.)  
von Franz Ostenkötter in Neheim.



Selbstverlag des Verfassers.  
Preis 35 Pfennig.  
Nachdruck verboten.  
Neheim-Hüstener Druckerei, Neheim.

# 1. Kapitel.

## Van der Geburt bit taum siewenten Johre.



## 1. Van der Geburt bit taum siewenten Johre

**[3]** Ick hewwe vüör ungefähr sästig Johren, in Dingeskiärken, en Euhepaar kannt, dai slaigen sik rächt ondlik düör de Welt. Sai liäwern ganz tefriän tehäupe, un plogern sick van des Muorgens bis des Owends. Ick hewwe se nit eunmol anners naimen hort ärr' Slaumayer, un ick gloiwe ock, dat sai sick säu schriewen, süs härren sai et sick wuol nit gefallen loten. Sai wören all lange Johren verhyierothet, härren owwer noch kaine Kinner. Op ennmol, et was op Fastowend un säu kolt, dat me kainen Ruien vüör de Düör jagere, herr' et, Slaumayers härren en jungen Sunn. Me kann ock wuol saihen, dat wot<sup>1</sup> loß was, denn de olle Slaumayer laip runt ümmet Hius un jügede ärr' de Biuernmiägede, wenn se den Hahkemaï binnet; dann laip hai wuier rin un nahm syine Frau innen Aarmen. Ick gloiwe, wenn hai äuk wieten härr', wat syin klaine Slaumayer füär en Vugel<sup>2</sup> gaffte, dann wör hai rin gohn un härr' alle Brocken kuort slagen, oder hai härr' ne säugar an de Schuoken packet un härr' ne ümmen Eckpost slagen. Den drüdden Dag was Kinddäupe, un dai kleine Poost kreug den Namen Hiärmen. De Duorpschweun<sup>3</sup> was Pah.

Imme eusten Johre, wo Hiärmen op der Welt was, genk et met me, denn hai slaip den ganzen Dag; wenigstens harr' hai de Aeugen liuter tau. Ick gloiwe ower, dat hai imme eusten **[4]** Johre all met tauen Aeugen üöwerlaggt<sup>4</sup> hiät, wat hai später füör Dummheiten maken woll, un de olle Slaumayer härr' sik jedenfall biäter stohn, wenn hai sick füör Hiärmen en Hittlamm opfott härre. Ower hai was niu eunmol do, un do kann me et dem Ollen nit verdenken, wenn hai Spaß an diäm Jungen harre.

Imme twedden Johre wo Hiärmen iäwen läupen kann, do genk et ower all loß. Alles wat de Mömme deh, mäk hai noh. Dann harr' hai iähr<sup>5</sup>

<sup>1</sup> wot [sonst im kölnischen Sauerland meist: „wuat“] = etwas; dagegen: wat = was.

<sup>2</sup> Im Bereich Arnsberg/Neheim würde man hier eher „Vuegel“ (Vogel) erwarten, doch der Wegfall des Doppelselbstlautes „u-e“ ließe sich auch durch eine ungeübte plattdeutsche Schriftlichkeit des Verfassers hinreichend erklären.

<sup>3</sup> Duorpschweun: der Dorfschweinehirt – dagegen in Neheim: Schwuin = Schwein [Hinweis Dr. Werner Beckmann, Mundartarchiv Sauerland].

<sup>4</sup> An dieser und vielen anderen Stellen steht – abweichend vom Original – ein doppeltes „g“, damit auch ungeübte Leser hier den Reibelaut „ch“ lesen.

<sup>5</sup> iär (ihr), iäme (ihm), iäne (ihnen) etc. abweichend vom Original durchgehend ersetzt durch: iähr, iähme, iähne, etc.

en paar Punt Solt int Iäten smieten, dann ne Däuse vull Fuierpinne innen Uawen, dann düt, dann dat, ower liuter wot, wat nit dochte. Et diuere ock nit lange, do beährere hai de Nohwerskop all met syime Besuche. Wenn dai armen Luie do wot liggen härren, wat Hiärmen iäwen büören kann, dann hor et iähme, un ähr sai sick verhörren, was hai der met wiäg, un dann smeut hai et van buowendal innen Pütt. Kämen dann de Nohwers un beklagern sick, dann soll mol enner hewwen dat Schennen hort: „Use Hiärmeken“, sagg’ de olle Slaumayerske, „dait kainer Flaige wot te leue“. No, do harr’ sai ock rächt inne, dai wahren sick wuol vüör iähme. Wenn Slaumayers den Pütt raine mäken, dann stont dät halwe Duop derbyi, alle wollen sai iähre Saken wyier hewwen, dai iähne Hiärmen wiägsliepet harr’. De olle Slaumayer was ower antleßte säu klauk un mäk ne bloß noch des Nachts raine, denn do stak jedesmol füör en Dahler ow taihne Waare inne, dai Hiärmen der in smieten harr’, un wenn sick de Luie dat alle wyier halen wollen, dann kann Hiärmen dat ganze Driägen nix helpen.

Imme drüdden Johre kreug Hiärmen de euste Büxe an. No, do well ick ower nitt viel van vertellen, denn do könn et enne üwel byi weeren. Wenn hai ower ne nigge Büxe acht Dage an hat harre, dann harr’ hai all säu gräute Lüöker vüör me Aegsten, dat ne de Mömme wenigstens nit mehr putzen briukere, un dat was en wohr Glück, denn sai kriegen dät twedde Kind. Dat was wyier en Jungen un wor Christejon dofft.

De Mömme harr’ viel te dauen, denn sai harren tweu Kögge, tweu Süege, un Hiärmen was en Fiärken. Do saggte se füör Hiärmen, van niu an möchte hai waigen. Dat harr’ hai ower wahne oppen Strich, un hai brachte et ock säu wyit, dat hai nit **[5]** mer waigen briukere, un dat mäk hai säu: hai waigere, dat de Waige Kunte üöwer Kopp släug, un dai arme Christejon kann fräuh syien, dat hai den Hals nit tebrak. Van diär Tyit an briukere Hiärmen nit mer te waigen, un de Nowers kämen ock nit iut der Gewuhnheit. Hai kann ower ok maken wat hai woll, hai wußte sick ümmer säu derdüör te laigen, dat hai unschüllig was. Wenn hai men Lüöker an den Strümpen harr’ un de Mömme frogere ne, bo hai dat kriegen här, dann saggte hai, se wören iähme van der Nacht vamme Stauhle fallen.

Dai folgende Johren hor un sog<sup>6</sup> me liuter Dinge van Hiärmen, dai sind gar nit te beschryiwen. Den Nowers iähre Ruiens, Katten, Goise, jo säugar Kögge un Süege, bliewen nit verschäunt. Wat iähme grade in den Wiäg kam, moggte der unner lyien. Wenn ne de Ruiens men van wyiten ankummen sögen, dann fängen se all an te gallern un te läupen. Kuort un gutt, me kann et jeden Dag biäter miärken, dat hai noge verwandt met me Iulenspaigel was.

Wenn hai mol no Hius kam un klagere, dat iähme annere Blagen wot dohn harren, dann saggte de Vaar: „Diu söllest ock byi diän ollen Pöosten denne blyiwen, do lährst diu doch men Unducht van.“ De undügenste van allen was Hiärmen ower. Eunes Dages harr’ hai mol nen gräuten Jungen iutschannt. Dai nahm ower fortens en Steun un smeut Hiärmen grade buower’t Aeuge, dat dät Blaut dohiär sprützere. Wo et iätwas met Blauen ophor, nahm hai syine Rotzfahne iut der Taske un hell se sick vüör dät Luok, dat et de Mömme nit sog. Wo hai niu int Hius kam, wiskere hai liuter imme Gesichte rüm un saggte: „Ha, wat ies et van Dage heut, ick sweute ärr’ en Piäd“; un dobyi deh hai, ärr’ wenn hai sick den Sweut awdroigere. Dobyi harr’ hai sick dat Blaut imme ganzen Gesichte rüm wisket un sog iut ärr’ säu en affgetrockenen Ossen. Wo de Mömme dat sog, fenk sai en Geschrei an, ärr’ wenn se imme Messe siäten härre. Sai wußte wuol, dat sick Hiärmen derdüör läug, wenn sai ne scharp anpeck, dorümme saggte sai füör iähme: „Myin Sühneken, wai hiät dat dohn?“ Jä wachte, dachte Hiärmen, säu slau ärr’ diu bist sin ick äuk, wenn diu et iäwen weust, dann kryige ick wot oppen Pelz. „Ick hewwe myi bieten“, saggte hai. „Dat is nit wohr“, saggte de Mömme, „do konnst diu jo nit byi.“ „Jo“, saggte Hiärmen, „ick genk oppen Stauhl stohn.“

**[6]** Wo Hiärmen säss Johr olt was, wor syin Vaar krank. De Slaumayerske was all bange, hai liäwene nit lange mehr, ower hai was der noch nit üöwer un hai biätere sick ock wyier, wenigstens stont hai wyier op; ower de Krankheit was iähme op de Aeugen slagen un et diuere kain ganz Johr, do was hai ganz blind. Et was en wohr Glück füör dai ollen Luie, dat se Hiärmen niu wenigstens säu wyit härren, dat hai den Vaaren laien kann. De olle Slaumayer harr’ syin

---

<sup>6</sup> Diese Vergangenheitsform – „me sog“ statt „me soh“ (man sah; von „saihen“ / sehen) – durchzieht sich konsequent durch das ganze Buch. Zu sprechen ist wohl entsprechend der Schreibweise von Ludwig Schröder (Chronika van Saust 1896. 2. Aufl. 1928, S. 71): „soach“ [soch].

Liäwenlank gären arbeit, dorümme kann hai et ock niu, wo hai blind was, imme Hiuse nit lange iuthollen. Hai un Hiärmen hören niu den ganzen Dag de Kögge. Sai härren sick äxprä noch eune Kauh anschaffet, dann wat sollen sai äuk alle baide biäteres däuen ärr' Köggehien, un liäwen wollen sai doch äuk. Hiärmen mochte den Vaaren laien, un wenn sai dann vüör en Grawen kämen, dann mochte hai seggen: „Vaar sprink!“, dann sprank hai derüöwer. Aechter den Köggen hiär läupen, dat mochte Hiärmen natürlich alleune dauen; de Vaar was men dotau do, dat Hiärmen Tyitverdriw harre. Dat viele Läupen harr' hai ower wahne oppen Muck, un hai fand ock en Mittel, dat hai nit mehr läupen briukere, nemlik: dat euste beste Stücke Kleu oder Roggen oder wat es süs was, wo sai byikämen, do jagere hai de Kögge in, de Vaar sog et jo nit. Dann sat hai sick byi iähme un läug me wot vüör.

Eunes Dages hören dai baiden mol wyier de Kögge, (Hiärmen harr' se in säu en schoin Stück jungen Roggen driewen,) do saggte de Vaar: „Hiärmen, ick hewwe Hunger; sollen de Kögge hyier wuol säu lange friäten, dat diu no Hius gengest un hellest us wot te iäten?“ „Jo“, saggte Hiärmen, „dai friätet säu schoin, dai läupet nit wiäg.“ „Dann goh un haal us wot“, sagg' de Vaar.

Hiärmen genk, ower hai harr' van Dage Pech. Unnerwiägens begiegnere iähme en Jäger, dai frogere ne, ow hai kainen Hasen saihen harr'. „Jo“, saggte Hiärmen, „do byi diäm Buske was eunen“. De Jäger fröggede sick all op diän schoinen Hasenpiäper: „No welcher Richtunge laip hai dann?“ „Dohenne“, saggte Hiärmen un weus met der Hand. „Un wannähr was dat?“ „Och, dat kann ungefähr vüöriges Johr ümme düse Tyit syien“, un säu ärr' hai dat saggt harr', woll hai sick op de Beune maken; ower de Jäger was flinker ärr' Hiärmen, hai kreug syine gehörigen Sliäge, do kann hai gohn.

**[7]** De Mömme harr' grade Pannekauken bucket un gaffte me füör jeden en gehörich Stück Pannekauken un en Stück Bräud. Wachte, dachte Hiärmen, de Vaar suiht et jo nit, do giewe ick iähme dät Bräud un ick iäte den Pannekauken. Sai säten sick bineun, unner säu ne dicke Eike un äten, de Vaar dät Bräud un Hiärmen den Pannekauken. Op eunmohl slaug de Vaar ümme sick un Hiärmen grade int Gesichte, dat iähme dät Fuier iut den Aeugen kam. „Vaar“, saggte Hiärmen, „wat mäkeste, diu hiäst myi jo slagen“. „Dat frögget myi“, saggte de Vaar, „dat ick dyi wennigsten druopen hewwe; mainst diu Ruienlaier dann, ick könn nit riuken, dat diu Pannekauken ätest“, un hai streckere den

Aarm iut un woll me noch eunen versetten. Hiärmen buggte sick ower gau, un de Olle slaug doch met der Hand vüör den Bäum, dat de Bast vamme Bäume – ick woll seggen van der Hand genk. Do fenk de Olle ower an te flauken un te gewittern, dat de Kögge van Angeste no Hius laipen.

Hiärmen nahm sick den Vaaren an de Hand un toddele ächter den Köggen hiär. Hai kann et dem Vaaren ower doch nit vergiewen, dat hai ne säu slagen harr', denn hai dachte noh, biu hai ne dofüör wyier kryigen soll. Do was ower kain lange Nohdenken anne, denn undügene Streuche iuttedenken, was füör Hiärmen ne Kleinigkeit. Hai ledde ne vüör en dicken Bäum un saggte: „Vaar sprink!“ De Vaar mente nit anners, ärr' do wör en Grawen wiäst, un sprank vüör den Bäum, dat me dät Heuern imme Koppe knappere. Do reut dem Vaaren ower de Geduld. „Niu woll ick dann doch, dat säu en Niegenunniegenzigdraiverdeldiusenddonnerwiähr dyi in tem Balge slaige; Junge, biu kümst diu dotau?“ „Jä jä“, saggte Hiärmen, „diu konnest jo riuken, dat ick Pannekauken aat, worümme ruigest diu dann nit, wenn do en Bäum ies?“

## 2. Kapitel. Hiärmens Schauljohre.



## 2. Hiärmens Schauljohre

Imme siewenten Johre mochte Hiärmen in de Schaule. De Magister fröggede sick grade nit harre op Hiärmen, dann [8] hai harr' all viel te viel van iähme hort. Hai konn ower nix maken, hai mochte ne niämen un plogen der sick met. Hai gaffte sick ock Maihe gnaug, Hiärmen wot te lähren, ower et genk nit. Wenn hai schryiwen soll, dann molere hai. Kain Kind was stolt der op, byi Hiärmen te sitten, denn wenn hai se nit trat, dann kneup hai se.

De Magister was jedesmol fräuh, wenn et wyier Winter was, denn Winterdag harr' Hiärmen kain Tyit, in de Schaule te gohn, dann was hai den ganzen Dag op me Yise. Wenn hai dann noch slempfert oder Slitschauh joget här, ower nai, hai slaug bloß dät Yis kaputt, wo dai annern Blagen inläupen sollen, un et is iähme ock mannigmol g'rohn.

Ock imme Sumer, wenn de Vüegel nestern, sog me ne nit vake in der Schaule, un syine Mömme konn et jedesmol amme Tuige saihen, wo hai wiäsen was. Et is üöwerhäupt gar nit alle optetellen, wat hai füör dumme Dinger maket hiät, un ick sin ock verschwiegen, ick vertelle nit gären wot van annern. Ock domols, et was in de vertiger Johren, wo op der Buorgstroote diäm Spinradsmiäker syin Hius brannete<sup>7</sup> (dät Gewitter soll derin slagen syien), hewwe ick nix saggt; un wenn ick niu noch en Eud der üöwer swiären möchte, dann säggt ick noch nit, Hiärmen härr' et anstiäken.

Eunes Dages kam Hiärmen mol iut der Schaule no Hius un saggt: „Mömme, ick goh niu gar nit mehr in de Schaule!“ „Worümme dann nit, myin Sühneken?“ saggt de Mömme. „Och“, saggt Hiärmen, „de Magister is jo no dümmer ärr' vyi, hai frogere us, biu viel dat tweu un tweu wör, dat wußte hai no nit mol.“ „Dumme Junge“, saggt de Mömme, „dat wußte hai wuol, hai woll bloß hören, ow diu et äuk wußtest. Frogere hai dyi dann süs nirgends noh?“ „Jo“, saggt Hiärmen, „hai frogere myi, biu viel Sinne dat ick härre.“ „No, wat säggtest diu dann?“ „Ick saggt veuere, un do mochte ick se iähme nennen; wo ick däu saggt >Gefaihl, Gesuih, Gesmack un Gehör<, do frogere hai myi, wat ick dann met der Nase deh; ick saggt: >rotzen<,

---

<sup>7</sup> Vielleicht scheinen an dieser Stelle Erinnerungen an die noch ältere Stadtgeschichte Neheims durch? 1807 kam es zu einem Großbrand, dem ein systematischer Wiederaufbau (planmäßiges Straßennetz) nachfolgte.

denn ick härr' myi verkaihlet. Ower do hewwe ick saihen, wat dai annern Blagen schadenfräuh sind: wo se iäwen horen, dat ick en Sniuwen harr', do fengen sai alle harre an te lachen un de Magister lachere äuk met.“

Slaumayers Christiöneken was üöwer dai Spässe siewen [9] Johr olt woren un mochte äuk in de Schaule. De Kinnerschar was ower niu all säu gräut, dat de Schaule te klein wor, un wyil se ock men eunen Magister harren, mochte dai et säu interichten wieten, dat de Blagen doch alle wot lähren. Et hiät myi vake leud dohn füör den armen Mann. Wenn hai des Muorgens kam, stönnten iähme de Hoor all te Biärge, besonnens, wenn hai Hiärmen sog. Hiärmen saggte dann vaken: „Suih, de Magister hiät sick wyier nit kaimet.“

Alsäu, de Magister dellte de Blagen in tweu Klassen. Des Muorgens nahm hai eust de gräuten, un van taihne bis half twiälwe de klainen. Niu hor Hiärmen byi de euste un Christejon byi de twedde Klasse. Eunes Muorgens froget de Magister Hiärmen, biu viel Götter dat et gäfften. Hiärmen dachte: wenn ick et iähme nit segge, dann maint hai, ick wüßte et nit; hai sprank op un saggte: „drai!“ De Magister snappere no me Stocke, ower Hiärmen bedachte sick nit lange, in eume Satze was hai ter Düör riut. Op me Schaulhuowe laip hai syinem Bräuer Christejon (dai woll in de twedde Klasse) vüör den Balleg, datte fortens op me Rügge laggte. Hiärmen snappere ne ower fortens in de Hoor un trock ne wyier in de Höchte. „Wat loipest diu dann säu wahne?“ saggte Christejon. „Och, – de – Magister – frogere – myi, biu viel – Götter – dat et – gäfften – un dat – wußte ick nit.“ „Dumme Junge“, saggte Christejon, „men eunen!“ „No, diu kannst fräuh syien, dat hai dyi nit froget hiät“, saggte Hiärmen, „ick saggte drai un dat was noch nit mol gnaug“. Wo de Mömme dat hor, wor se ower doch boise. „Diu olle Sock vamme Jungen“, saggte sai, „annere Kinner froget iähre Ellern, ower diu nit“.

Eunige Dage später frogere de Magister, biu de veuer Johrestyien herren: Hiärmen sprank op, un de Magister mennte all, hai härr' et wieten<sup>8</sup>. Wo hai ower sog, dat Hiärmen iut der Bank kummen woll,

---

<sup>8</sup> *wieten* = wissen; gemäß der von Norbert Voß für den Raum Arnsberg zusammengestellten „Übersicht über die starken (unregelmäßigen) Zeitwörter und ihre Beugung“ würde man an dieser Steller aber die Form „wußt“ (er hätte es *gewußt*) erwarten.

frogere hai ne, ow hai et wüßte. „Nai“, saggte Hiärmen, „ick woll iäwen no Hius gohn un frogen myine Mömme“.

Wo hai dät letzte Johr in de Schaule genk, do was de Vaar bange, Hiärmen wör van Gelährtheit unwyis woren. Hai wußte ock wüßlich all, ohne dat hai an den Fingern tallte, biu viel dat drai un drai was. Syin Vaar harr' all vake hort un froiher ock all saihen, dat me Affkohtenschrift nit gutt liäsen könn; hai fröggede sick nit klain, wo hai hor, Hiärmen syine **[10]** Schrift könn me gar nit liäsen.

In Hiärmen syime Koppe mochte et ungefähr säu iutsaihen ärr' Maidag op me Biuernbalken. Eunen guren Root hiät hai syinem Vaaren ower doch giewen. Hai harr' nämlik säu'n wahn schuggen füör't Biähn; wenn hai byi den Disk kam, härr' hai [sick] gären fortens met baiden Hännen an't Instoppen staltt, ower dann genk eust dat Biähn loß. Et was winterdag un Slaumayers härren grade slachtet, do saggte Hiärmen: „Suih Vaar, jedesmol wenn van dür Suge wot oppen Disk kümmet, fengest diu eust an te biähn; diu hiäst jo doch nix anners te dauen, dann biäh dyi niu fortens füör de ganze Suge, dann briuke vyi nit jedesmol der op te wachten.“ „Wenn ick dat dann ock daue“, saggte de Vaar, „dann hiäst diu dyi jo noch nit biät, un dann maite vyi jo op dyi wachten.“ „Och neu“, saggte Hiärmen, „do kannst diu ganz ruhig ümme syien, ick mag et ohne Biähn.“

Wo hai iut der Schaule kam, tallte de Magister op, biu viel Baiker dat Hiärmen aflähr't harre, denn hai harr' sick jedesmol miärket, wenn hai en nigge Bauk kriegen harr'. Me kann bolle en Muorgen Land derfüör käupen, wat Hiärmen an Baiker, Tofeln un annern Kleinigkeiten kostet harr', un doch harr' hai nix lährt. De Vaar gaffte iähme Ermahnungen. „Suih Kind“, saggte hai, „de Schauljohre hiäst diu bolle ächter dyi, diu mast niu verstänniger weeren, un de Kinnerschauh mast diu niu iuttrecken. Wahre dyi vüör schlechte Luie.“ „Ick hewwe äuk all dacht“, saggte Hiärmen, „dat et bolle Tyit wör, dat ick de Kinnerschauh iuttröcke un Stieweln kriege, un van wiägen schlechte Luie gloiwe ick, dat diu un de Mömme de schlechtesten sind, wo ick myi met ophollen hewwe; yi wören liuter amme schennen, ower annere Luie kuiern gar nit mol met myi.“

Eunige Dage nohiär wor de Vaar wyier krank, un et scheun, ärr' wenn et iähme bedacht weeren woll. Eunes Nachts kam de Slaumayerske no Hiärmen syime Berre un saggte: „Hiärmen, stoh mol op, de Vaar is säu slecht, diu sollst mol no iähme kummen!“ „Segg diu me Vaaren men, ick käme nit“, saggte Hiärmen, „weut hai dann nit mer, dat hai myi neulich selwer saggt hiät, ick söll myi met kaine schlechte Luie ophollen?“ „Nai“, saggte de Mömme, „säu maine ick et nit, ick maine de Vaar is säu krank, un ick gloiwe, hai dait et nit lange mehr.“

Wo hai byi **[11]** syinen Vaaren op de Kammer kam, saggte dai: „Suih Kind, ick matt niu stiarwen, ower ...“

„Och dat dait nix, ick un de Mömme wellt et wuol alleune können, diu kannst jo doch nit mehr saihen.“

„Kind, ick hewwe noch en Woort met dyi te kuiern ...“

„Säu? Dann mak ower gau, ick sin slöperich“; un hai wiskere sick den Slop iut den Aeugen.

„Kind, lot dat Gryinen men syien, suih ick ...“

„Ick gloiwe Vaar, diu droimest, ick gryine jo gar nit.“

„Stell dyi hyier duhne byi't Berre, dät Kuiern wät myi siuer.“

„Dann well ick myi laiwer byi dyi int Berre leggen, dann kann ick et am besten verstohn.“

Hai laggte sick ock würlklich byi den Vaaren un snuorkere ärr' en Bäär. De Vaar mente, Hiärmen härr' van liuter Gryinen säu slucket, hai saggte: „Kind – ick bliewe – noch gären – n' paar Johr' – byi ug<sup>9</sup>, ower ick tasset, – et diuert nit – lange mehr, – dann sin yi – Waisenkiner – un de Mömme – Wirrewyiw. Suorg füör dyinen Bräuern – un füör dyine – Mömme, ärr' ick – et dohn hewwe – dann briukest diu – dyi später ock – kaine Vorwürfe – te maken. Et is ock niu – bolle Tyit, dat – diu dyi entslüst – wat diu eugentlick – weeren wost. Ick maine – et wör dät – beste, wenn diu en – Handwiärk lährest, – oder hiäst diu – do kain Sinn tau?“

Hiärmen lait sick gar nit stoiern, hai snuorkere wat dät Tuig hollen woll un gaffte gar kaine Antwort. De Mömme woll ne wecken, ower de Vaar mente, hai härr' grienen, un saggte: „Lot ne eust iutgryinen.“ Ick gloiwe, wenn ne de Mömme antleßte nit an de Ohren packet härr', dann härr' hai bit den annern Muorgen grienen. Do trock hai ower de Aeugendiekels lank un saggte: „Is de Vaar niu däut?“

---

<sup>9</sup> Wir verzichten bei „ug“ (euch) durchgehend auf die Darstellung des Reibelautes (*ugg*, gesprochen „uch“).

„Nai myin Suhn, ick sin hyier noch, ower lange diuert et nit mehr“, saggte de Vaar, „segg myi ower eust – wat diu weeren wost.“

„Wenn diu doch däut gohn wost“, saggte Hiärmen, „soll me mainen, könn dyi dat ganz eunerlai syien; wenn diu ower do op wächtest, dann well ick myi gau bedenken. – – Ich well en Schnyder weeren“, saggte hai no ner Päuse. Et scheun ock wüirklich, ärr’ wenn de Olle do op wachtet härr’, denn hai hell noch en paar mol [12] Ohm, dann laggte hai den Kopp lankam op et Küssen, un – – was däut.

De Mömme un Christejon grienen, dat me et imme drüdden Nohwershiuse hören konn, ower Hiärmen lait kaine Thröne fallen. Wenn de olle Slaumayer dat noch härr’ saihen konnt, dann härr’ hai gewiß dacht: dai arme Junge hiät van der Nacht te harre grienen, hai kann et niu nit mehr.

Dai arme Mann harr’ sick säu viel van Hiärmen verspruocken, un niu erliäwere hai den Dag nit mol, wo hai iut der Schaule kam, denn tweu Dage vüörhiär deh hai de Aeugen op ümmer tau. Bui all diäm Gryinen un Slucken, wat de Mömme un Christejon dehn, fenk Hiärmen op eunmol harre an te lachen un saggte: „Wat söllt se sick do uowen wünnern, wenn de Vaar kümmet un mäket ne do wyis, ick woll en Snyider weeren.“ „Wat“, saggte de Mömme, „wost diu dann kainen weeren?“ „Nai“, saggte Hiärmen, „dat söll myi doch imme Slope nit infallen, ower en Schauhiäker well ick doch weeren.“

Diän Sunndag kam Hiärmen iut der Schaule, un Munndag wor de Vaar begrawen. Dat wören tweu Dage, dai wören Hiärmen laiwer ärr’ drai Dage Schüttengloog, denn eustens briukere hai niu nit mehr te lähren un tweddens briukere hai sick ock nit mer üöwer den Vaaren te ärgern.

### 3. Kapitel. Hiärmen in der Lähre.



Ausschnitt aus dem Bild "Schusterwerkstatt" (1881)  
von Max Liebermann (1847-1935)  
Bilddatensatz: [commons.wikimedia.org](https://commons.wikimedia.org)

### 3. Hiärmen in der Lähre

De Slaumayerske mochte sick niu no me düchtigen Mester ümmesaihn. Sai fand ock bolle eunen, dai verstont syine Arbeut un behandle de Lährjungens, ärr' wenn et syine eugenen Kinner wiäst wören. Ower Hiärmen deh et eunmol nit ohne Sliäge, denn de Knairaime henk bolle den ganzen Dag op syime Rügge. Met Slohn un Schennen kreug ne de Mester dann ok endlich säu wyit, dat hai ne wenigstens no de Luie taum Oltflicken<sup>10</sup> schicken kann.

Ennes Muorgens kam hai mol in de Wiärkstyeie un saggte: „Mester, van Nachte hewwe ick ower en spassigen Dräum hat!“ „No, Junge, wat hiäst diu dann droimet?“ saggte de Mester. **[13]** „Jä, paß mol op: alsäu, ick droimere, ick fell in en Pott vull Tiähr un yi in en Pott vull Huonig ...“ „Dat was ower ock dyin Glück, dat et nit ümmekährt was“, saggte de Mester. „Jä“, saggte Hiärmen, „vyi stiegen baide wyier riut, un do mochte euner den annern afflecken.“

Op en anner mol schickere ne de Mesterske wiäg, iähr en verdel Punt Kaffeu te halen. Hai kam byi me Schaulhuowe hiär, do wören de Blagen am küegeln, do mochte hai eust byi syien. Et was en Glücke, dat de Magister kam un de Blagen wyier in de Schaule mochten, süs härr' de Mesterske noch lange op den Kaffeu wachten mocht. Do fell et Hiärmen eust in, dat hai all säu lange wiäg was, ower hai wußte sick te helpen. Hai genk in den Laden un füödere en half Punt Kaffeu. Wo hai te Hius kam, fenk de Mesterske an te schennen: „Alle toddelige Junge“, saggte sai, „en verdel Punt Kaffeu te halen, blist diu en halwen Dag iute!“ „Nai“, saggte Hiärmen, „ick hewwe en half Punt bracht“.

Eunmol harre en Vedder van Hiärmen Hochtyit: dai woll äuk nix te dauen met iähme hewwen un ladere ne gar nit in. Hiärmen dachte, hai härr' iähme vergiäten, hai genk der henne un saggte: „Ick kann ower muorgen nit no dyiner Hochtyit kummen.“ „Diu bist jo ock gar nit inladen“, saggte de Vedder. „Jä, dorümme kann ick jo ock nit kummen“, saggte Hiärmen un genk wyier no Hius, an syine Arbeut.

Et was iähme ower noch lange nit eundauen, met wiäm dat hai amme Diske aat. No, me kann iähme grade nit verdenken, denn ne Suge

<sup>10</sup> Evtl. auch „Oitflicken“ (unklares Druckbild).

friettet äuk gären van me Härendiske. Alsäu, de Mester schickere Hiärmen alleune no me Duorpschulten, do soll hai de ollen Schau repareuern. Hai was noch nit lange do, do kam ock de Dakdecker, dai woll den<sup>11</sup> Dak iutbiättern. O weuh, dachte Hiärmen, niu sall ick gewiß met diäm ollen Sträuhkähle an eume Diske iäten. Hai dachte en Aeugenblick noh, do fenk hai an te lachen, (dat was ümmer en Teuken, dat hai en guren Infall harre).

Dütmol harr' hai syinen Faind ower te geringe schätztet, nämlick: hai süggele syinen Slüör wiäg bit niegen Iuher, do saggte de Schülzke füör iähr Döchterken, sai söll den Decker taum Froihstück raupen. „Main Gott“, saggte Hiärmen, „maket doch kain Unglück!“ **[14]** „Biu säu dann?“ frogere de Schülzke. „Dat könn yi ug doch wuol denken“, saggte Hiärmen, „dat yi diän nit raupen drüewet. Wenn yi ne aanraupet, dann verschrecket hai sick un bius, fällt hai ug oppen Kopp.“ „O Häär, wat härr' dat füör en Malhör giewen konnt“, saggte de Schülzke, „ick danke dyi ock, dat diu myi dat sag[gt] hiäst. Ower dai arme Mann matt doch wot te iäten hewwen, kümmet hai dann säu run?“ „Gewiß“, saggte Hiärmen, „wenn hai niu nit kümmet, dann well hai kain Froihstück hewwen, dann ietet hai van Middag säu viel mähr. Dät Middagsiäten mait yi iähme oppen Huof setten, wenn hai et dann do stohn suiht, dann kümmet hai run un ietet.“

De Decker kam ock würlklich nit taum Froihstück, un Hiärmen dachte all an Middag, ow et iähme dann äuk wyier säu gutt genge. Middag kam, ower de Decker kam nit. De Schülzke mäk dät Iäten proot, ne düchtige Schüedel vull Tiufeln un en gehörig Stück Fleusk, un sat et biuten oppen Hoggekloß<sup>12</sup>; dann kam sai wyier rin un deckere den Disk. Hiärmen genk riut, mäk den gräuten Huofruien loß un ledde diän derbyi. Ick gloiwe nit, dat et me Dakdecker biäter smecket härr' ärr' et me Ruien deh. Wo de Schüedel lyig was, bannt hai den Ruien wyier an un genk int Hius. Wo sai dät Iäten verbyi harren, sog de Schülzke mol tau, ow de Decker äuk all giäten harr', un richtig, de Schüedel was säu blank, ärr' wenn se wasket wör. Et deh iähr all leud, dat sai nit mähr in de Schüedel dohn harr', denn sai mente, hai wör gewiß nit sat woren, un dat soll ock wuol säu syien. Dann dachte sai wyier met Angest an dat Unglück, wat sai bolle anstiftet härr'. Sai keuk grade amme Hiuse ropp, do kam hai run un saggte: „Schülzke,

<sup>11</sup> sic! [nach Original]: „den Dak“, masculin. – Dach.

<sup>12</sup> Im Original: *Hohekloß*.

uopenrieten hewwe ick ug den Dak, niu maket dat yi ne wyier tau kryiget, denn ick arbeue byi kaine Luie, dai emme nix te iäten giet.“

„Main Gott“, saggte de Schülzke, „yi kämen nit int Hius, do hewwe ick ug dät Iäten doch oppen Hoggekloß sat, hew’ yi dat dann nit kriegen?“ „Och bewahre“, saggte de Decker, „un wenn ick et ock saihen härr’, dann härr’ ick et doch nit giäten; do settet me wuol me Handwiärksburschen wot henne, ower kainem Arbeutsmanne.“

Do vertallte iähme de Schülzke, wat iähr Hiärmen saggt harr’. [15] De Decker was äuk en Strick, hai dachte fortens: wachte Hiärmen, do hiäste dyi ower ne Rauge<sup>13</sup> fiör dyinen eugenen Aegsten maket. „Nai Schülzke“, saggte hai, „dat is alles nit wohr, wat ug dai do saggt hiät, ower dai arme Junge kann äuk nit derfiör, et dait myi leud, dat hai diän Fähler hiät.“ „Wat fählet iäm dann?“ saggte de Schülzke. „Hewwe yi do dann noch nix van hort, hai is jo unwyis“, saggte de Decker, „ower yi briuket nit bange vüör iähme te syien; wenn yi nette oppasset, dann dait hai ug nix. Settet ug men en Emmer vull Water in de Stuowe, wenn hai dann wahne weeren well, dann gaite yi iähme diän gau oppen Kopp, dann biätert hai sick wyier un dait ug nix.“

De Schülzke kreug de Däutangest; sai wör am laiwesten gar nit wyier in de Stuowe gohn, ower et genk nit anners, sai mochte rin. „Kann me dat dann vüöriut an iähme spüören?“ frogere sai. „Gewiß, hai niemet gewöhnlick den Hammer un slätt domet ümmer oppet Liär“, saggte de Decker, „dann is et ower häuge Tyit, dat yi gaitet.“

De Schülzke biewere ärr’ ne Dissel, sai härr’ de Schauh am laiwesten kaputt antrocken, wenn sai Hiärmen men wyier iut me Hiuse hat härr’. Wat soll sai ower niu maken. Sai nahm sick en Emmer vull Water met in de Stuowe un biäre liuter in sick, domet use Hiärguot doch gäffte, dat iähr Hiärmen nix deh. Hai sneut grade en Läppken Suohlliär aff, de Suohle te flicken, dobyi sank hai dat Laid „Grad aus dem Wirts- haus“ u.s.w. Grade wo de Schülzke in de Stuowe kam, sank hai dai Strove „Straße wie wunderbarlich siehst du mir aus“.

O Häär, o Häär, dachte de Schülzke, niu geuht et gewiß loß, wenn ick iähme niu den Hammer do denne kryigen könn, ower do soll der Duiker niu byi gohn. Et diuere ock nit lange, do kreug sick Hiärmen den Hammer un woll de Suohle hiämmern. De Schülzke peck no me Emmer, un Hiärmen harr’ no nit den drüdden Slag dohn, do stont hai

---

<sup>13</sup> Das Wort „Rauge“ ist dem Bearbeiter nicht bekannt [„Röte“; „Rauheit“???]; das Druckbild ist unklar, evtl. muß auch „Nauge“ gelesen werden [„Naht“???].

all üöwerhiär im Water; dat kam säu unverhofft, dat iähme de Hammer iut der Hand stüörtere. Wo de Schülzke sog, dat hai kainen Hammer mer harr', wor sai wyier dryister un sagte: „Junge diu **[16]** konnst fräuh syien, dat ick hyier grade was; ower biu is et, hiät et sick wyier biätert? bist diu wyier anners?“

„Wat soll sick dann biättern?“ sagte Hiärmen, „ick maine, met ug möggt et sick biättern; gott mol no me Thierarzt un lotet ug unnersaiken; ick gloiwe, yi het en Geswür immer Heuern. Ick hewwe kainen droigen Fahm men<sup>14</sup> amme ganzen Balge – un sall noch fräuh syien, dat dai Donnerwiähr do grade was?“; un hai wor säu verkohrt, dat hai opsprank un woll de Schülzke byi'm Koppe kryigen. Dai laip ower gau iut der Stuowe un iut me Hiuse. Tau iährme Glücke stont de Dakdecker do, diäm raip sai tau, hai söll Hiärmen doch no eunen Emmer vull Water oppen Kopp gaiten, de euste härr' nit batt. No, do stont grade en Emmer vull, do deh hai iähr ock diän Gefallen un gäut ne Hiärmen äuk no oppen Kopp; dobyi sagte hai: „Diu hiäst derfür suorget, dat ick nit van me Dake fell, niu well ick ock suorgen, dat diu dyinen Verstand wyier krist“. Do hor Hiärmen eust, bo dat alle hiär kam. Arbeuen konn hai ower met diäm natten Tuige nit, un no me Mester gohn un trecken sick droige Tuig an, was hai äuk te bange tau, denn dai gloffte all lange nit mehr an Hiärmen syine Unschuld. Wot soll hai niu anners maken ärr' no der Mömme gohn.

Wo hai no Hius kam, fenk de Mömme an te gryinen. „Kind“, sagte sai, „wat hiäst diu wyier maket?“ „Ick sin innen Pütt fallen“, sagte Hiärmen. „Junge, wai hiät dyi dann wyier der iut hulpen? Segg et myi gau, domet ick der henne gohn kann un danken iähme.“ „Dann kannst diu myi men danken“, sagte Hiärmen, „tweu Stunne hewwe ick der inne liägen, ower et kam kainer un halp myi; do dachte ick, de Luie härren gewiß Spaß der anne, wenn ick verdrünke. Dai Fraide sollen sai ower doch nit hewwen, ick hell myi ne Ledder un steug wyier riut. De Mester sall ower nit wieten, dat ick noch liäwe, süs matt ick wyier no me, un dat daue ick nit.“

De Schülzke schickere no me Mester un lait iähme seggen, hai möchte en annern Jungen schicken, Hiärmen wör wiägläupen. Dobyi lait sai iähme dai ganze Sake iutteun setten. De Mester schickere ock en annern; hai selwer mäk sick oppen Wiäg no Slaumayers. Hiärmen sog

---

<sup>14</sup> *men* = nur, bloß. – Hier als Schreibfehler des Setzers aus „me(h)r“?

ne van wyiten ankummen un [17] laggte sick dohenne un deh, ärr' wenn hai däut wiäsen wör. De Mester kam rin un frogere de Slaumayerske, wo Hiärmen wör. Do fenk sai an te gryinen un saggte: „Dai is däut.“ „Dat is nit wohr“, saggte de Mester. „Jo Mester“, saggte Hiärmen, diän de Mester noch gar nit saihen harr', denn hai laggte in der Ecke op der Aehre un harr' dät Miul wyit uopen, „yi könnt ug der op verloten, ick sin miusedäut.“ „Wenn diu et selwer siest“, saggte de Mester, „dann well ick et gloiwen.“ Hai dräggere sick rüm un genk wyier un was fräuh, dat hai Hiärmen loß was.

No, de Mömme harr' ne eust mol wyier te Hius te friäten. Wenn hai do dann noch met tefriän wiäst wör, ower nai, hai mochte se ock no ärgern, un dat genk säu: Fortens den annern Muorgen oder vielmähr Middag, denn viel ähr kann hai nit iut me Neste, fenk hai all an te schennen, dann was iähme düt nit gutt genaug, dann dat nit. Dai Mömme kann et maken ärr' se woll, et dochte nit. Sai sat dät Iäten oppen Disk, keuk no mol alles noh, ow äuk alles in Ordnung was, un wo se nix mer finnen kann, wat iähme nit päß, raip sai ne taum Iäten. Hiärmen kam an te springen, ärr' wenn hai in acht Dagen nix hat harr'. Op Hiärmen syime Täller was säu'n klain swart Pläxken, dat harr' de Mömme gar nit mol saihen. „Wat is dat wyier füör ne Sugeryi op myime Täller?“ saggte hai.

De Mömme kam anteläupen, sai mente wunners wat loß wiäst wör, wo sai dat ower op Hiärmen syime Täller sog, fenk sai an te lachen un saggte: „Och Junge, dat hiät ne Flaige dohn, dat wät wuol nit sliem syien.“

„Säu“, saggte Hiärmen, „alsäu wenn et ne Flaige dait, dann is et nit sliem; ick wäre gutt derfüör, dat söll ick wyier dohn hewwen, dann soll mol euner dat Schennen hören.“

Hiärmen mäk der Slaumayersken mähr Suorge un Last ärr' fyiwe van Christejon syiner Suorte. Sai harr' sick all säu frögget, dat hai de Lähre bolle iute harr', un niu kam hai anteläupen, wo hai de Lähre no nit iute harr', un halp iähr, dai paar Tiufeln, dai se noch harr', vertiähren. Et was iähr wuol hart, dat sai sick van diäm laiwen Jungen trennen mochte, ower et mochte doch syien.

## 4. Kapitel. Hiärmen op Wanderschaft.



Bearb. Ausschnitt aus folgendem Foto:  
Lukas Steltner (Rolle: "Bastian" ) bei einer Kameraprobe  
Benutzer: Graurheindorf 10.2.2010  
<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:LukasSteltner.jpg&filetimestamp=20100210215438>

#### 4. Hiärmen op Wanderschaft

**[18]** De Slaumayerske harr' all tweu Kögge verkofft un dai paar Dahler, dai se do no van harr', harr' iähr Hiärmen eust vertiähren helpen. Wo nix mer do was, genk hai op Wanderschaft. Sai härr' et ganz gutt briuken konnt, wenn iähr Hiärmen dann un wann en paar Dahler bracht härr', ower et was kain Mester op der ganzen Rünthe, dai Hiärmen hewwen woll, un do konn de Mömme all fräuh syien, dat sai ne do denne kreug, te friäten.

Sai was ower trotzdiäm bange, denn sai fenk an te gryinen un saggte: „Kind, ick gloiwe nit, dat diu in der Frümde ferrig wärst, diu suiht jo wuol, biu et dyi genk, kain Mester well dyi hewwen; säu geuht et dyi viellichte ock in der Frümde, un wenn diu dann kaine Arbeut hiäst, giest diu dyi ant Drinken.“ „Syi men unbesuorget“, saggte Hiärmen, „de Luie söllt Spaß an myi hewwen.“ „Wenn et dann gar nit anners is, dann goh in Guottsamen“, saggte de Mömme.

Hiärmen snoiere sick syinen Berlyiner, nahm Affscheud van der Mömme un Christjohn un genk. Hai nahm sick ock vüör, der Mömme dann un wann wot te schicken, ower eust mochte hai selwer wot hewwen. Imme eusten Nohwerhiuse fenk hai all an te fechten. De Nohwer nahm en Stock iut der Ecke un saggte: „Kum hyier, ick well dyi wot giewwen.“ Hiärmen mäk ower, dat hai wiäg kam; ower hai wünnere sick doch, dat, je wödder me in de Welt kümmet, diäste grüöwer de Luie wören.

Wo et Owend was, do was Hiärmen all üöwer ne halwe Stunne wyit van Hius, un hai wünnere sick nit klain, dat de Welt säu gräut was, un dobyi harr' hai dät Enne no gar nit mol saihen, denn säu wyit ärr' hai saihen konn, stönten noch liuter Huiser, do buggern se säugar noch en nigget. Hai harr' ock all gure Geschäfte maket, denn hai harr' all fyiftaihn Penninge, säu viel Geld harr' hai syin Liäwenlank noch nit hat. Hai dachte ower ock sparsam dermet ümme te gohn, denn füör düese Nacht woll hai dät Sloggeld sparen un gohn no Hius un slopen do.

**[19]** Wo hai int Hius kam, saggte de Mömme: „Wat, Junge, bist diu all wyier do?“ „Jo“, saggte Hiärmen, „ick was grade in der Nohwerskop te arbeuen, do dachte ick, ick könn dät Sloggeld sparen, un diu bist doch gewiß äuk fräuh, dat diu myi wyier suiht?“ Hai weus iähr ock

dat Geld, wat hai van Dage innuommen harr', un saggte: „Suih Mömme, dat hewwe ick van Dage alle bineun häxet, säu viel hewwe ick süs noch nit eunmol in eume Dage hat. Hai wußte ower selwer nit, biu viel dat et was, denn Geld tellen harr' hai syin Liäwenlank noch nit dohn. Wenn hai men sog, dat et Geld was, dann was hai all glücklich. Wenn iähme euner füör fyif einzelve Penninge en Fyifgroskenstück anbuon härre, diän härr' hai doch harre iutlachtet un härr' saggt: „Säu viel Geld soll ick dyi füör eunt giewen?“

Den annern Muorgen mäk hai sick wyier op de Söcke. Hai fechtere van eume Duorpe int annere. Hai kam ock byi en Schauhmäker un bittere üm en Almäusen. „Wat hewwe yi füör en Geschäft?“ frogere dai Mester. „Schauhmiäker“, saggte Hiärmen. „Dann könn yi byi myi arbeuen.“ Hiärmen harr' grade kaine gräute Lust, ower et was all bolle Owend, do dachte hai, ick well et mol riskeuern, wenn et myi muorgen nit gefällt, dann hewwe ick wenigstens fryi loseuert, un myin Magen is äuk gären dermet tefriän, wenn hai Arbeut kritt. Hai smeut den Berlyiner in de Ecke un genk byi den Disk sitten, denn do stonte dät Owendiäten oppe. Ower dai Mester was äuk säu dumm nit, dat hai ne fauere, ohne dat hai eust arbeuere; hai kreug füör düen Owend men en Butterbräud, van diär Suorte härr' hai taihne giäten.

Den annern Muorgen genk et an de Arbeut. De Mester gaffte iähme en paar nigge Stieweln in Arbeut, ower Hiärmen wußte kain Anfank un kain Enne der anne, un et was noch kaine niegen Iuher, do stonte Hiärmen all wyier, met dem Berlyiner op me Rügge, op der Stroote. Säü genk et iähme mährere Dage, jeden Dag tweu, ock wuol drai Mesters. Dat benutzere hai ower ock, der Mömme mol de Nase vull te dauen, denn wo hai ungefähr veuertaih Dage van Hius was, lait hai sick op der Hiärbiärge nen rächten frächen Braif no der Mömme schryiwen. Sai härr' [20] iähme domols saggt, herr' et in diäm Braiwe, hai kriege in der Frümde kainen Mester; hai wör doch niu eust veuertaih Dage wiäg un härr' all den twiälften. Dat Schryiwen kostere nix, un dai Handwiärksbursche, dai ne iähme schriewen harr', brachte ne iähme ock no der Post; do mochte Hiärmen ower fyif Grosken Porto tau hiärdauen, un de Slaumayerske harr', wo sai den Braif kriegen harr', äuk noch tweu Grosken betahlen mocht.<sup>15</sup> No, de

---

<sup>15</sup> Beim Weggang zum Militär bekommt Hiärmen von der Mutter fast 15 Groschen, was als großer Betrag gilt (S. 25).

Mömme was all fräuh, dat sai mol wyier wot van iähme hor un dat et iähme, no diäm Schryiwen te riäken, gutt genk. Wo hai aeugnblicklich was, dat schreuf hai nit, ower de Poststempel was van Saust.

Mehrere Monate was Härmen all in der wyien Welt, ohne dat hai sick ümme de Rainlichkait bekümmert har. Wenn me iähme op de Hiut keuk, dann sog et grade iut, ärr' wenn me te Köllen op de Mühlhaimer Haie kümmet. Alles kriemele un wiemele. No diän vielen Schuoken te riäken, mochte et Kaffeleryi syien, ower kaine Pruisesche, denn sai härren kaine räue Stryipen, sondern swarte, un nit in der Büxe run, sondern lank üöwer den Rügge. Ick säggte et gar nit mol, ower hai was selwer nit heumlik dermet, denn hai kümmet mol oppen Owend in de Härbiärge un woll do üöwernachten, do frogere iähme de Härbiärgsvatter, ow hai äuk raine wör. „Jo“, saggte Härmen, „ick hewwe myi vüörgistern noch wasket.“ „Ick maine, ow yi äuk Luise härren“, saggte de Härbiärgsvatter. „Jo, viellichte mähr ärr' yi“, saggte Härmen. Do mochte hai imme Sträuh slopen, un dofüör soll hai noch fyiftaihn Penninge betahlen.

Härmen woll diän annern Muorgen byi der Tyit opstohn un wyil hai des Muorgens säu faste slaip, dachte hai, niu wör de beste Geliägenhait, sick muorgens froih wecken te loten. Hai gaffte me Härbiärgsvatter taihn Penninge un saggte: „Mähr hewwe ick nit, füör dat annere könn yi myi muorgen froih säu viel ägger wecken.“

Ow hai niu den annern Muorgen gewecket woren is, weut ick nit; dat weut ick ower, dat hai den annern Muorgen all ganz froih födder mas[ch]euert is. Wo et Dag wor, was hai all en gutt Ent Wiäges födder. Hai fechtere wyier van Hius te Hius. Hai kam grade iut me Hiuse, do stont en Polizist op **[21]** der Stroote, dai kam op iähme tau. Härmen woll ower nix van iähme wieten, denn hai fenk an te läupen, un dat was en Geschäft, dat harr' hai van Jugend an driewen, denn as<sup>16</sup> Blage un ock später kam et nit selten vüör, dat se ächter iähme wören.

De Polizist sog äuk bolle in, dat hai met Härmen nit in de Wedde läupen kann, hai gaffte sick ant Raupen, „holt ne op, holt ne op“. Härmen sog in, dat dat Raupen geföhrlik füör iähme weeren kann; hai raip äuk, säu harre ärr' hai kann: „holt ne op“. De Luie kieken, un

---

<sup>16</sup> Im Original: „als“.

wüßten nit, wo dai baiden ächter hiär laipen. Hiärmen kam nette wiäg, un de Polizist konn iähme nohkyiken.

Wo hai vüör't Thor kam, wören do tweu van syinen Kollegen. Hiärmen mäk et Kleublat vull. Sai gengen den ganzen Dag tehäupe un klopperen alle Dürpe aff, wo se byi kämen. Et wor all dunkel, do wören dai drai noch flyitig an iährer Arbeut. Endlich dächten sai doch, Fyierowend te maken; ower wo sollen sai niu slopen, denn de nögeste Hiärbiärge was noch anderthalf Stunne wyit, do können sai alsäu nit mer henne kummen. Tau iährme Glücke begiegnere iähne säu'n olt Moierken, dai frogern sai, ow se iähne nit füör düse Nacht en Quateuer anwyisen könn. „Jo, myine laiwen Häären Handwiärksburschen“, saggte sai, „got[t] men no diäm Biuern, dai do biuter me Duorpe wuhnt.“ Sai genk en End Wiäges met iähne un vertallte iähne, do byi greun sai, sai härr' äuk en Suhn, dai wör wiäg un studeuere taum Handwiärksburschen, ower sai härr' all lange nix mer van iähme hort.

Holt, dachte Hiärmen, niu is et Tyit. „Jo“, saggte hai, „ick kenne uggen Suhn ganz gut“. „O Häär, dann is et ower gut, dat ick ug hyier druopen hewwe: Biu geuht et iähme dann? Is hai noch gesund?“ Hiärmen staltte sick rächt boise an un saggte: „Gesund is hai noch, ower no Hius sall hai woll nit wyier kummen; ick was vüör eunigen Dagen byi iähme, do was hai nit gutt op ug te spriäken, denn hai saggte, yi schickeren iähme gar kain Geld.“ „Och, Guott, ick wußte jo gar nit, bo hai was, biu konn ick iähme dann wot schicken! Wenn yi ower säu gutt syien wellt un niemen iähme wot met, denn ick hewwe gistern ne Hitte verkofft, dat Geld well ick iähme gären schicken.“ „Jo“, saggte Hiärmen, „ick well iähme dat Geld wuol met niemen, [22] denn ick goh muorgen doch no iähme un wyil vyi säu gure Frönne sind, well ick iähme den Gefallen dauen.“

Dät Moierken sprank van Fraide in de Höchte, sai laip no Hius, hell dät Geld un tallte Hiärmen veuer Dahler in de Hand; dann gaffte sai iähme noch en Dracht Gruiße met an iähren Suhn. Hiärmen versprak, alles nette te besuorgen.

Wo dät Moierken ower iäwen byi iähne wiäg was, do fengen se harre an te lachen un üöwerlöggten, wat sai met diäm Gelle maken wollen. Op diäm Biuernhuowe drofften sai niu nit blyiwen, denn wenn dat

Moierken in iährer Fraide me vernünftigen Menschen iähr Glück vertallte, dat härr' füör dat Kleublat triuerich iutfallen konnt. Sai mochten sick dai anderthalf Stunne gefallen loten un gohn noch no der Hiärbiärge. Wo sai do ankämen, wor fortens gegiäten un gedrunken<sup>17</sup>, dobyi harr' Hiärmen dat Geld liuter in der Hand, denn eustensmol soll et de Hiärbiärgsvatter saihen, dat hai Geld harr', tweddens dachte hai, wenn me säu viel Geld byi sick härre, möchte me sick vüör Taschendaiwe wahren, un drüddens harr' hai kaine heule Tasche am ganzen Lyiwe.

De Hiärbiärgsvatter harr' et ümme Tyit riut, dat Hiärmen säu ryike was, denn hai peß diän draien op, ärr' wenn et Grafen wiäsen wören, domet hai iähr Geld alle kreug. Hai genk byi se sitten un läus ne wot iut der Tyitunge vüör, domet sai kaine Langewyile kriegen. „Die Aushebung der Rekruten findet in Arnsberg am 15. d.M. statt“, läus hai. Hiärmen wor witt imme Gesichte ärr' Kryite, denn do hor hai äuk byi; hai saggte ower nix. Wo de Hiärbiärgsvatter dat ganze Blat düör harre, – dat leßte was de Fahrplan, un diän harr' sick Hiärmen nette miärket –, stont hai op un frogede den Wärth: „Wat heww' vyi van Dage füör en Datum?“ „Den drüttaihnten“, saggte de Wärth.

Hiärmen weggte noch en Aeugenblick, dann genk hai riut, un deh, ärr' wenn hai vüör de Düör mocht härr'. Wo hai ower iäwen de Hiusdüör ächter sick harr', do soll mol euner hewwen dat Läupen saihen; hai laip in eunem wiäg, bit no me Bahnhuowe. Et was ower ock häuge Tyit, denn hai un de Zug, wo hai met wiäg woll, kämen teglyike op me Bahnhuowe an. Hiärmen steug in un mäk et sick rächt gemiäklick: Et härr' ock [23] vielleicht alles gutt gohn, wenn nit de Schaffner kummen wör. Dai kam ower un füödere Hiärmen dat Billet aff.

„Ick hewwe kain Billet saihen“, saggte Hiärmen.

„Dann müssen Sie aussteigen und lösen sich eins.“

„Oho“, saggte Hiärmen, „wenn diu en Billet hewwen wost, dann suih tau, wo diu eunt krist, ick hewwe kaint noidig, un van wiägen iutstyigen, ick sin ähr hyier inne wiäst ärr' diu, dann styig diu iut“.

Et konn ower alles nix helpen, Hiärmen mochte riut. De Schaffner laggte iähme dat säu nette iuteun, hai möchte eust no me Schalter

---

<sup>17</sup> „wor fortens gegiäten un gedrunken“ (wurde sofort gegessen und getrunken): in der Region, auf die der Text insgesamt verweist, ist die Vorsilbe „ge“ hier eigentlich nicht zu erwarten.

gohn un käupen sick ne Karte, süs dröfftte hai nit metfoihern u.s.w. Dobyi frogere hai ne ock, wo hai dann eugentlik henne wöll. „Ick well no Naihme<sup>18</sup>“, saggte Hiärmen. Do dai Zug ower no ner ganz annern Richtunge foihere, mochte de Schaffner saihen, dat hai Hiärmen int Gure deriut kreug. Wo de Schaffner säu fröndlik wor, lait sick Hiärmen wot vüör prohlen un steug iut, natürlich mochte iähme de Schaffner eust verspriäken, dat hai nit ägger foihern woll, bit Hiärmen wyier do wör. De Schaffner versprak et iähme ok, ower wo Hiärmen iäwen iutstiegen was, foihere de Zug dohiär. Hiärmen sprank gau byi den leßten Wagen un woll den ganzen Zug faste hollen, ower hai laip iähme doch dohiär.

Hiärmen schannte un flaukere, ower et kann alles nix helpen, de Zug was wiäg un hai mochte wachten, bit dai folgende kam. Et diuere ungefähr ne halwe Stunne, do kam ock eunen. Dütmol kann Hiärmen metfoihern, denn düse foihere de intgiegengesetzte Richtunge. Hai steug in, ower säu ärr' hai den Schaffner sog, fell hai der üöwer hiär un woll ne düörwachsen. „Diu schlechte Hund“, saggte hai, „worümme hiäst diu myi iäwen nit mietnuommen“. Der Schaffner mente, Hiärmen wör unwyis wiäst<sup>19</sup>, no, ganz gescheud was hai ock nit; wo hai ower hor, wat Hiärmen imme Koppe harr', do wor hai ower äuk fräch. „Dumme Kär!“, saggte hai, „dat sin ick jo gar nit wiäst!“ „Wat“, saggte Hiärmen, „diu wost noch laigen, ick kenne dyi jo amme Anzuge“. Hiärmen deh et wyier gutt, dat et iähme de Schaffner fүүr Dummheit rak, süs wör hai, statt met me Zuge te foihern, verhaftet woren.

De Hiärbiärgsvatter un Hiärmen syine baiden Kollegen säten in der Stuowe un wechten, ower Hiärmen kam nit. Sai söchten den Huof aff, ower sai fünnten ne nit. Sai gengen wyier rin, [24] un de Wärth woll Geld hewwen, ower dai baiden säggten, sai härren nix bestallt. De Wärth stont op un woll dai baiden iut me Hiuse smyiten, do genk de Hiusdüör uopen. Alle drai spitzern de Ohren, denn sai dächten, Hiärmen wör et wiäst, denn de Wärth woll Geld, un de annern baiden wot te drinken hewwen. De Stuowendüör genk uopen, ower Hiärmen was et nit, sondern – en Polizist un en olt Moierken. Wo dat Moierken

---

<sup>18</sup> Neheim. – Fahrt Hiärmen hier schon mit der Oberen Ruhrtalbahn, für deren Baubeginn 1866 die Konzession erteilt wurde? Das ist chronologisch freilich nicht möglich, denn wir stehen erst am Anfang der 1860er Jahre.

<sup>19</sup> Im Original: „wiüst“.

dai baiden Handwiärksburschen soh, sprank sai fortens der op tau un saggte: „Düt sind se, ower et wören doch drai, bo is dann de drüdde bliewen!“ Do Hiärmen ower nirgends te finnen was, woren dai baiden sluoten un metnuommen. Den annern Dag säggten sai genaug, sai wören unschüllig, ower et kann nix helpen, iähre Taschen woren unnersoggt, un et fünnten sick säu viel Biäddelpenninge vüör, dat dat Moierken wenigstens iähre veuer Dahler wyier kreug; un dai baiden woren füör eunige Wiäken instiäken.

Dai olle Mömme fröggede sick, dat sai iähr Geld wyier harr', un ungefäh'r ümme daiselbe Tyit fröggede sick de Slaumayerske, dat sai iähren Hiärmen wyier har. Sai soll ne ower nit lange behollen<sup>20</sup>, denn diän annern Dag was Musterunge un Hiärmen wor byi de Infantryi schriewen. Dai paar Wiäken tüsker Musterung bit dat hai intriän mochte, bleuf hai te Hius un halp syiner Mömme dai paar Tiufeln iäten, dai sai noch imme Keller harr'.

---

<sup>20</sup> Im Original: „bohollen“.

## 5. Kapitel. Hiärmen's Saldotenjohre.



Quelle: Deutsche Fotothek

Ausschnitt aus dem Foto „Versehrte des 2. Weltkrieges“ (1946)  
von Richard Peter sen.  
Deutsche Fotothek (Bildsatz über: Wikimedia Commons)

## 5. Hiärmen's Saldotenjohre

De Tyit, wo Hiärmen intriän mochte, kam ümmer nöger, un et vergenk kain Dag, wo de Slaumayerske nit greun.

„Junge“, saggte sai eun üöwer dät annere mol, „biu sall et dyi byi den Saldoten gohn!“ (Sai sog et doch bolle in, dat Hiärmen dumm was.)

„Biu geuht et annern dann derbyi“, saggte Hiärmen, „mainst diu dann, wat dai könnt, dat könn ick nit!“

„Och Junge, wenn diu nit säu dumm wöorst, dann wör myi nit half säu bange!“ [25] „Do kannst diu ganz ruhig ümme syien“, saggte Hiärmen, „gloif men dryiste, ick saihe lange nit säu dumm iut ärr' ick sin!“

De Affscheud kam un de Thröne[n] flühten iut der Hiusdüör. De Mömme harr' de leßte Tyit spart, wo se men kann, domet sai iähme doch iätwiäs metgiewen kann, denn wat sick Hiärmen verspart harr', do kann hai sick nit mol en klainen Snaps füör drinken. Sai tallte iähme dät Geld oppen Disk (et wören binoh fyiftaihn Groschen) un saggte: „Suih Junge, düt hewwe ick dyi bineun spart, goh diu äuk sparsam dermet ümme un denk nit, et möchte in diän drai Johren alle dertau gohn; wat diu nit noidig hiäst, dat brenk, wenn diu affgeuhst, wyier met.“

Christejon mochte met no me Bahnhuowe un helpen Hiärmen driägen, denn de Mömme harr' Pannekauken bucket, do härren tweu Mann genaug anne te driägen. Wo hai wyier te Hius kam, was de Mömme noch ümmer am gryinen.

Hiärmen mochte sick in Meschede<sup>21</sup> stellen. Wo de Feldwebel am verliäsen was, genk de Major, dai se affhalen woll, op un aff spazeuern. Hiärmen harr' all vake hort, me möchte sick met diän häugen Kärels van Anfank hiär gutt Frönd hollen; hai dachte, et is niu Tyit. Hai genk iut me Glyie, no me Major, un bäut iähme en Stück Pannekauken an. „Dä, Häär Hauptsaldote, hiäste en Stück Pannekauken“, saggte hai.

De Major woll boise weeren, ower hai kann et Lachen nit loten, hai trat Hiärmen met me Schuoken vüör den Ägsten, dat hai fortens op me Gesichte laggte.

---

<sup>21</sup> plattdeutsch wäre richtig: *Meschede* = Meskere, Meskede.

Hiärmen bekeuk ne sick genau, domet hai ne später wyier kannte, denn hai dachte fortens, wachte, do kryige ick dyi füör wyier. Wo dät Verliäsen verbyi was, genk et no me Bahnhuowe, un van do met Damp no Hanau, un Hiärmen fröggede sick, dat hai drai Johr wot Ondliekes te iäten kreug.

An diäm selben Owende, wo sai in Hanau ankähmen, gaffte Hiärmen ock syine Dummheit, oder vielmehr syine Dummdryistigkeit te erkennen; do was nämlick en Unteroffizier, dai gaffte iähme tweu Groschen, do soll hai Broidkens füör iut der Cantine halen; füör eunen Groschen söll hai men iäten un füör eunen soll hai iähme brengen. Dobyi dachte hai ower, Hiärmen nähme doch kain Geld van iähme; do harr' hai sick ower verriäket, denn [26] et diuere ungefähr tweu Miniuten, do kam Hiärmen wyier un was met baiden Backen am iäten; hai gaffte dem Unteroffizier eunen Groschen wyier un saggte: „Et wören men füör eunen Groschen mähr do, muorgen könnest diu äuk wot kryigen.“

Den annern Muorgen ümme fyif Iuher sollen sai opstohn, dat peß Hiärmen ower nit. „Wat vyi hyier te dauen het“, saggte hai, „dat well vyi noch wuol verbyi kryigen, un säu froih opstohn sin ick van Hius iut nit gewuhnt, ick slope bit siewene“. Wo hai ower mol ne Dracht Sliäge kreug, do bedachte hai sick doch un stont op. Hai lait sick ower fortens nen Braif an syine Mömme schryiwen, sai möchte mol fortens dohenne kummen, do wör en Kärel, dai härr' iähme slagen.

Et diuere ock men en paar Dage, do kam de olle Slaumayerske no Hanau. Hiärmen weus iähr diän Unteroffizier, ower dai kam üewel byi iähr an; wenn ick daran denke, dann maine ick no ümmer, ick höre se schennen. „Diu olle schröggelige Kärel“, saggte sai, „diu bist viellichte grade säu fräuh ärr' use Hiärmen, dat diu hyier wot te friäten hiäst; wenn diu ne noch eunmol anpäckest, dann hale ick ne fortens no Hius un goh met dyi no me Schiedsrichter“. Sai härr' jedenfall no lange schannt, ower de Unteroffizier mäk en Enne dervan, hai smeut se iut der Stuowe. Biuten bleuf sai noch en tyitlank stohn un schannte; wo iähr ower nümnes Antwoort gaffte, mäk sai, dat se wiäg kam.

Dat met Hiärmen ock byi den Saldoten nix te maken was, kann me sick wuol denken. De Hauptmann deh ne byi en Leutenant as Bursche, domet hai ne wenigstens nit jeden Dag vüör Aeugen harr'.

Dai arme Leutenant mochte sick met me kryigen. Eunes Dages brachte iähme Hiärmen en paar rächte Stieweln. „Um Gottes Willen“, sagte de Leutenant, „passen Sie doch besser auf, das sind ja zwei rechte Stiefel, die kann ich nicht gebrauchen!“ „Un dai annern sind tweu linke, dai könn yi äuk nit briuken“, sagte Hiärmen.

Wo Hiärmen imme twedden Johre dennte, dachte hai bestimmt, met tweu Johren afftegohn, un et wör iähme ock jedenfall g’rohn, denn de Hauptmann was ne leud. Ower – et was 1864 – de Kryig met Dänemark brak iut, un do genk et wyier nit ohne Hiärmen.<sup>22</sup> Wo hai hor, dat hai met in’t Feld mochte, greun [27] hai syine bitteren Thröne; hai sochte sick en ollen Fautlappen, diän hai doch nit mer briuken konn, iut der Ecke un putzere sick de Thröne aff, lait sick en Braif an syine Mömme schryiwen un nahm Affscheud van iähr.

Wo sai alle marschmäßig bepacket wören un tau’m Affmascheuern anträten, genk Hiärmen no me Hauptmanne un sagte: „Segg diu, wenn diu op me Piärre sittest, kannst diu ock myine Brocken byi dyi niehmen, dann briuke ick se nit te driägen.“ Wat iähme de Hauptmann do op sagt hiät, weut ick nit; ick hewwe ower wuol hort, Hiärmen härr’ syine Brocken selwer driägen mocht.

Hiärmen härr’ syin Liäwenlank noch kaine Husaren saihen. Wo sai niu in Dänemark ankämen un hai sog do dai vielen Husaren, mennte hai, et möchten hyier doch gure Quateuere giewen, denn do wören all wot, dai sick te dicke friäten härren, denn se härren se frailet<sup>23</sup>. Et kam Atilleryi angefoihert, do wußte Hiärmen ower nit, wat hai sog. Hai genk no me Hauptmanne un sagte: „Häär Hauptmann, lot us men gau maken, dat vyi wiäg kummet, de Dänen sind do.“ „Dummer Kerl“, sagte de Hauptmann, „das ist ja unsere Artillerie!“ „Säu, hört dai us? Dann lot de Dänen men kummen, wenn dai mol met diän dicken Boimen<sup>24</sup>, dai se op me Wagen het, der tüsker hogget, dann söllt se wuol läupen.“

Endlik genk et los, ower säu ärr’ Hiärmen den eusten Schuß hor, woll hai sick op et Läupen giewen. „Me kann et nit wieten, se können enne

---

<sup>22</sup> Die österreichischen und preußischen Truppen setzten sich ab dem 1. Februar 1864 in Bewegung; die Entscheidungsschlacht im Krieg gegen Dänemark war am 18. April, zum endgültigen Friedensschluß kam es erst im Oktober 1864.

<sup>23</sup> *frailet*: Wortbedeutung dem Herausgeber unbekannt.

<sup>24</sup> Beim Krieg gegen Dänemark setzten die Preußen 1864 „die modernsten Belagerungsschütze der Zeit“ ein (Wikipedia.org).

driäpen“, saggte hai. Wo hai hor, dat iähme dät Läupen nix helpen könn, dat hai dann dät schuoten wör, gaffte hai sick an't Raupen: sai sölle dat Scheiten der an giewen, hyier stönnte alles vull Luie; ower dät Schennen könn iähme nix helpen, de Kugeln flügen iähme ümmet Gesichte, ärr' wenn et snigget härr'. Et wor ock wyier ruhig, ohne dat Hiärmen wot passeuert wör; do genk hai ower no me Hauptmanne un saggte: „Niu lot us ower men gau maken, dat vyi wiätkummet, süs kummet us dai verfluchten Dänen noch eunmol, un dann könn et us äuk wuol gohn, ärr' diän, dai do ligget. De Hauptmann hor gar nit mol tau, wat Hiärmen saggte, denn hai wußte wuol, dat doch nix der anne geliägen was.

Wo Hiärmen noch am prohlen was, kam en Major angejaget [28] un saggte: „Leute, ich habe fürchterlichen Durst, hat vielleicht einer von euch etwas zu trinken?“ Hiärmen kannte ne fortens wyier, et was daiselbe, dai in Meschede syinen Pannekauken nit mochte. „Jo“, saggte hai, „ick hewwe ne ganze Feldflasche vull swarten Kaffeu, ower diu krist kainen Druopen, oder meinst diu, ick wüßte nit mer, biu diu et myi in Meschede maket hiäst, wo ick dyi diän Pannekauken giewen woll!“

Den annern Dag kämen sai wyier int Fuier, ower dütmol genk et Hiärmen schlechter, denn hai kreug en Schuß in den Faut, dat hai fortens op me Rügge laggte. Wo sick de Slacht iätwiäs vertrocken har, kam en Lazerethgehülfe an iähme verbyi, diän raip hai an. „Segg mol diu“, saggte hai, „kum mol iäwen hyier henne un kyik mol iäwen tau, ow ick dät sin. Wenn ick dät sin, dann schryif myiner Mömme iäwen, sai söll tau'm Begriäwniß kummen; sai söll ower nit iute blyiwen, süs kriege sai met myi te dauen; wenn ick ower noch liäwe, denn hal myi iäwen diän Kärel, dai myi schuoten hiät. Et stönnten do doch säu viel, worümme schütt hai myi do grade!“

De Lazerethgehülfe versprak alle[s] te besuorgen, domet hai byi iähme denne kam, ower de Slaumayerske säu wennig ärr' dai Kärel, dai Hiärmen schuoten harr', sind kummen. Et kam en Wagen angefoihert, un Hiärmen wor der op smieten un in't Lazereth bracht; do wollen iähme de Dokters de Kugel iutgrawen. Do woll hai ower nix van wieten; dai woll hai tau'm Andenken der inne behollen, saggte hai. Et könn ower alles nix helpen, sai dehn niu mol nit, wat hai

hewwen woll. De Faut biättere sick ock wyier, wenigstens heulere hai wyier tau, ower Hiärmen genk van diär Tyit an lahm.

Wo hai ungefähr en verdel Johr in me Lazereth läagen harr', wor hai untauglich entloten; ower hai härr' laiwer noch en paar Johr dennt, denn de Luie nönnten ne van diär Tyit an – „Ruddel<sup>25</sup> Hiärmen“. Me hiät ne syit diär Tyit noch nit anners naimen hort, un ick gloiwe, hai maint mangest selwer, hai schriewe sick Ruddel. De Name Ruddel peß sick, wenn me et rächt niemen well, ock viel biäter füör Hiärmen ärr' Slaumayer, denn biu kann hai sick dann Slaumayer nennen, wo doch nix Slaues der anne was; ower de Name Ruddel kam iähme tau.

---

<sup>25</sup> Der Spitzname „*Ruddel*“ wird an anderer Stelle des Buches [S. 34] noch einmal anders variiert, wenn Hermann und sein Fuß als „*ruddelig*“ bezeichnet werden [„syin ruddelige Schuoken“]. Vermutlich geht es hier um Anspielungen auf die kriegsbedingte Behinderung [aus „Hermann Schlaumeier“ wird „Hermann Hinkfuß“]. Ob im Hintergrund an „rütteln“, „gerüttelt sein“ etc. zu denken ist? Weiterführende Leserhinweise zum Namen „Ruddel“ und zum Adjektiv „ruddelig“ sind willkommen.

## 6. Kapitel. Hiärmens Friggejohre un Euhestand.



Ausschnitt aus dem Foto „Hütte in Billbrook (1902“;  
ärmliche Arbeiterbehausung in Hamburg  
Bilddatensatz aus: Wikipedia.org (Art. „Soziale Frage“, Abruf 18.10.2010)

## 6. Hiärmens Friggejohre un Euhestand

[29] Wo Hiärmen syine Saldotenjohre rüm harr', harr' hai taum arbeuen kaine Lust mer. Me hiät jo viele, dai byi den Saldoten dät Handwiärk verlehrt; ower do genk et Hiärmen gutt met, denn verlähren deh hai der nix van, wyil hai noch nix der van konnt harr'. Hai harr' ock dät Arbeuen säu noidig nit, denn hai kreug jede Monat taihn Dahler Invalyidengeld, un syin Poträt kam jedes Johr op den „Hinkenden Boten“<sup>26</sup>, dat kreug hai äuk gutt betahlet. Syin ganze Inkummen reukere ower länkheit [?] der Tyit nit iut, denn de Mömme mochte iähme ümmer wot tasetten. Wo sai et hiär kreug, wören Hiärmen syine Suorgen nit; wenn sai nix liewere, kreug se wot oppen Balleg. Wenn et Hiärmen dann iäwen harr', dann was et ower men en Aeugenblick, dann sat hai imme Wärthshiuuse. No, de Mömme kreug wenigstens jedesmol iähren Deul met, denn Hiärmen brachte iähr fast jedesmol en Fiärken un mannigmol noch en Kalf derbyi met.<sup>27</sup>

De Mömme konn ower doch säu viel nit lieuern, ärr' Hiärmen verlangere. Hai slaug se jeden Dag, ower hai slaug iähr doch nix iut me Rügge. Hai sog doch endlich in, dat hai selwer suorgen mochte, wenn hai wot hewwen woll. Hai frogere byi'm Fabrikshäären an un kreug ock Arbeit. Ower dat hai do säu häuge angesaihen was, ärr' hai mol in ner Wirthschaft vertallt hiät, –wenn hai nämlich des Owends no Hius gohn wöll, käme de Häär vake un säggt: „Ruddel, Sie müssen noch hier bleiben, es ist Mahlhör am Kessel“ –, dat is geluogen. De Häärens wören de meuste Tyit fräuh, wenn et siewen Juher was, dat sai ne wyier vüör Aeugen wiäg kriegen, un dann was hai ock ümme siewen Iuher gewöhnlik in säu me Taustanne, dat hai nit mol en Kiedel<sup>28</sup> van ner Schiuwkaar unnerscheuen konn.

De olle Slaumayerske harr' iähre besten Dage hat, denn üöwer Hiärmen syin Drinken ärgere sai sick jeden Dag; sai dachte, wenn hai hyierothere, dann wör hai sick wuol biättern; ower do was noch kaine Iutsicht tau do, denn wenn iähme de Mömme van Hyierothen kuiere,

<sup>26</sup> Beim „Hinkenden Boten“ handelt es sich um den Arnsberger Taschenkalender (vermuteter erster Jahrgang 1858; die Ausgabe für 1936 ist ausgewiesen als 78. Jahrgang). – Eine systematische Durchsicht dieses sauerländischen Kalenders bezogen auf frühe Mundartveröffentlichungen in der 2. Hälfte des 19. Jhs. ist bislang nicht erfolgt.

<sup>27</sup> Hiärmen bringt also Saufrumpanen mit ins Elternhaus.

<sup>28</sup> Richtig wäre wohl eine Schreibung mit „t“: „Kietel“ = Kessel.

dann saggte hai, hai wör fräuh, wenn hai selwer wot te drinken härr', ohne dat hai noch Hülpe kriege.

**[30]** De Mömme lait ower nit noh, iähr Ruddel soll niu eunmol ne Frau hewwen. Sai raip ne eunes Dages in de Stuowe un saggte: „Junge, ick kann dai viele Arbeut, dai vyi hett, nit mer alleune üöwersaihen. Diu mast ower doch bolle maken, dat diu ne Frau krist, dät Oller hiäst diu jo äuk.“

„Diu hiäst liuter wot te quälen“, saggte Hiärmen. „Wenn et dann gar nit anners is, dann well ick wuol hyierothen, ower diu mast eune anfragen, ick kann et nit gutt.“

„Nai Junge, dat geuht nit, dat mast diu selwer dauen.“

„Nai Mömme, dann well ick doch laiwer kaine Frau hewwen, denn ick weut myi do nit tau te stellen.“

„Och Junge, dat is jo ne Kleinigkait! Diu geuhst no euner, dai dyi gefället, henne, prohlest iähr wot Saites vüör un dann rücketst diu iähr ümmer nöger op de Hiut un frögest se, ow sai dyi lyien möchte un ow sai dyine Frau un myine Schwyigedochter weeren woll. Diu sast saihen, et geuht biäter, ärr' diu mainst.“

Hiärmen hell Nase un Miul uopen un miärkere sick jedes Woort, wat de Mömme saggte. Wo hai wyier alleune was, do was hai liuter in Gedanken am iutwennig lähren. Hai dachte sick mol der üöwer noh, ow et syin Vaar äuk wuol säu maket härr'; dat matt hai wuol hewwen, dachte hai, bo woll et de Mömme süs säu genau van wieten. >Ower dai harr' gutt friggen, dai hiät myine Mömme hyierothet, un ick sall gohn un saihen tau, bo ick eine kryige.<

Wo et Owend was, trock hai sick en rainen Kiegel<sup>29</sup> un frisch gesmiärte Schauh an, putzere sick de Nase un genk iut me Hiuse. Der Mömme was dat nix nigges, denn hai laggte in leßter Tyit jeden Owend imme Wärthshiuise. Sai dachte ock düen Owend wyier, hai härr' int Wärthshius wollt, ower opfallend was et iähr doch, dat hai sick säu fyin mäk.

Hiärmen genk ower nit int Wärthshius, sondern no me Duorpschulten. Dai harr' ne Tochter, dai sog iut ärr' Miälke un Blaut un dobyi harr' sai ock eunige diusend Dahler Geld. De Mömme harr' iähme jo saggt, hai söll no euner gohn, dai iähme gefelle, un düse was schoin, worümme soll iähme dai alsäu nit gefallen. Hai kam in Schulten Hius

<sup>29</sup> Vermutlich liegt hier ein Schreibfehler vor (*Kiedel* bzw. *Kierrel* = Kittel?).

un frogere, wo iähre Tochter wör. Dai wör in der Frümndenstuowe un spielere Klaveuer, säggten se iähme. [31] Hiärmen genk ock, ohne dat hai eust ankloppere, in de Stuowe, denn eustens harr' hai kaine Bildung lährt, besonnens kain Ankloppen, denn byi Slaumayers härren se all syit eunigen Johren kaine Hiusdüör mär, do setten se des Nachts de Lüöker met en paar Schoppen Sträuh tau; tweddens härr' sai byi diäm Spielen dät Ankloppen doch nit hort; un drüddens dachte hai, byi syiner Briut ock säu viel Rächt te hewwen, dat hai ohne ante-kloppen rin genk. Hai mäk alsäu de Düör uopen un genk rin. Dat Fräulein was ower säu in iähr Spielen versunken, dat sai nit mol hor, wo de Düör uopen genk. Hiärmen mochte eust en paar mol grämstern, un wo sai sick däu endlik ümme keuk, harr' hai all de ganze Stuowe vull rotzet un spigget.

Sai frogere, wat hai wöll. Hiärmen erinnere sick gau wyier an alles, wat de Mömme sagt harr'. „Sucker, Huonig, Syrup“, sagte hai.

„Dat hewwe vyi doch nit te verkäupen“, sagte Fräulein Schulte.

Hiärmen kam op se tau te läupen, ärr' wenn ne Katte en Luilink fenget, denn de Mömme harr' iähme jo sagt, wenn hai iähr wot Saites vüör kuiert härr', söll hai iähr nöger op de Hiut rücken. – „Magst diu myi lyien? Wost diu myine Frau oder myiner Mömme iähre Schwygedochter weeren?“ sagte hai.

Fräulein Schulte mennte nit anners, ärr' Hiärmen wör verrückt, un raip Hülpe üöwer Hülpe. De Knechte kämen anteläupen, pecken Hiärmen byi Kopp un Schuoken un smieten ne iut me Hiuse; ick dachte, hai härr' Hals un Balleg tebruoken.

Hiärmen wußte niu, biu et Friggen genk. Hai konn sick nit begryipen, dat hai no nit eunmol hort harr', do wör euner däut byi bliewen. Met syiner Mömme dachte hai ower affteriäken, säu bolle ärr' hai te Hius käme. Säu'n Donnerwiähr, dachte hai, dai mochte wuol seggen, >diu sast saihen, et geuht biäter ärr' diu mainst<. Wo hai te Hius ankam, fenk hai fortens an te schennen un te gewittern. „Diu olle schuorwige Ruie“, sagte hai füör syine Mömme, „myin Vaar matt in syiner Jugend wot van me dullen Kalwe friäten hewwen, süs härr' hai dyi olle rosterige Dyier nit hyierothet.“ [32]

„Main Gott, wat is dann eugentlick passeuert? Wat schennest diu dann säu?“

„Hol et Miul, süs hogge ick dyi de halwen Köppe kuort; schickest diu myi do wiäg, ick sall friggen, siest myi ower nit, dat dat

liäwensgeföhrlik is, un dann wost diu Donnerwiähr noch frogen, wat passeuert is?“

Düör Hiärmen syin Schennen kam de Mömme säu vüör un noh der ächter, biu et iähme gohn harr'. Wo sai ower hor, dat hai Schulten Tochter anfroget harr', wör sai bolle harre an te lachen fangen, ower sai bedachte sick gau wyier un beut sick op de Tunge, denn wenn sai lachet härr', dann härr' iähr Rügge wyier Kiärmisse hat.

Hiärmen harr' iähr saggt, wenn sai ne Schwyigedochter hewwen woll, dann söll sai saihen, bo se enne kriege; hai bekümmere sick van niu an nit mer der ümme, denn do wör iähme syin Liäwen doch te laiw tau, dat hai et ümme en Fraumensche op et Spiel sätte.

Wat woll de Slaumayerske niu maken? Iähre eugene Ollerschwäche un Hiärmen syin Süep lähren et iähr, dat sai sick no ner Frau füör iähme ümmesoh. Et was jo euentlik ganz vernünfftig van Hiärmen, dat hai byi diän Vüörnehmen anfenk te friggen, denn wenn dai iähme nit hewwen wollen, dann kann hai jo noch ümmer syiger packen. Wenn hai ower no Syinesglyiken genk un dai saggte fortens jo, dann kann hai nit mer höchter.

Syine Mömme was ower klaiker, dai wußte rächt gutt, dat et Maihe genau kostere, unner diän gewöhnlichen Luien ne Frau füör Hiärmen te kryigen. Sai harr' all mährere anfroget, ower kaine woll jo seggen. De Slaumayersken iähr Swyigedochter wören wuol eunige gären wiäst, ower me Ruddel syine Frau nit. Wenn sai byi euner afwiesen wor, dann genk sai no ner annern. Antleßte harr' sai men eune mär imme ganzen Dingen, dai sai noch nit froget harr', un dai gefäll iähr ock anfanks nit; wo sai ower anners kaine kryigen kann, mochte sai doch innen siuern Appel byiten un frogen dai. Ick weut ower ock nit, wat de Slaumayerske an diäm Miäken iuttesetten harr'; denn et wören rächt ondlige Luie; de Olle horre de willen Süege un dat Miäken, se herre Nätte, arbeuere äuk rächt flyitig. Do was noch säu en klain Kinneken, dat saggte Mamma füör Nätte; ower dat hiät me doch fast in jedem Hiuse, dat Kinner füör iähre Mutter Mama segget, alsäu kann de Slaumayerske do **[33]** doch nix giegen hewwen. Alsäu, sai genk no Nätten hen un frogere se, ow sai iähr iut der Nüt helpen wöll, un richtig, Nätte sprank met baiden Faiten int Fuier un saggte jo.

De Slaumayerske was fräuh, dat sai endlik eune funnen harr', dai noch Spaß an iährme Hiärmen harr'. In iährer Fraide laip sai ock no

Hius un vertallte Hiärmen äuk iähr Glück. Wenn sai ower dachte, iähme do en Gefallen met te dauen, dann harr' sai sick verriäket. Hiärmen deh grade, ärr' wenn iähme dat nix angenge. Wo de Mömme ower saggte, hai möchte van niu an selwer sorgen un >in't Wärthshius gohn< höre sick van niu an op, hai möchte niu sparen, dat hai de Brocken bineun kriege un des Owends möchte hai no syiner Briut gohn, do saggte hai: „Vyi het jo gar kaine Brocken noideg; Staihle briuke vyi nit, denn dai Bank, dai ick us maket hewwe, is säu lank, do können wuol taihn Mann oppe sitten.“ (Hai harr' nämlik Pöhle in diän Stall, wo sai Stuowe füör säggten, in de Ähre slagen, denn Beschuß was der nit inne; do harr' hai en Briätt üöwer laggt. Staihle härren sai all syit langer Tyit nit mer imme Hiuse hat, denn Hiärmen hochte syiner Mömme anners kain Brandholt, ärr' wenn hai besuopen was, dann slaug hai iähr de Brocken kuort, do konn sai den annern Muorgen met anbaiten.) „Dat ick ower jeden Owend no diäm ollen Dyier hen läupe, do wät nix van. Diu hiäst dyi eune iutsocht, niu mast diu ock saihen, dat diu se krist.“

Hiärmen bekümmere sick ock würllich nirgends ümme. De Slaumayerske härr' säu gären vüör der Hochtyit Düören am Hiuse hat, ower Hiärmen mennte, wenn et Nätte ohne Düören nit gefelle, dann möchte sai blyiwen, wo se wör.

De Mömme harr' iähre laiwe Last, dat sai dai baiden bineun kreug; denn sai wören all en halw Johr verluowet un Hiärmen harr' noch kain Woort met syiner Briut kuiert, denn de Mömme harr' bit dohenne alles besuorget. Diän folgenden Sunndag sollen sai verkündiget weeren, do saggte sai füör Hiärmen, niu möchte hai ower selwer sorgen, denn no me Pastäuer möchte hai selwer met Nätte. Soterdag Nummedag möchte hai Nätte affhalen un gohn der met no me Pastäuer.

„Nai“, saggte Hiärmen, „do wät nix van, wenn ick do henne [34] goh un sai suiht myinen ruddeligen Schuoken, dann smitt sai myi ganz sieker äuk iut me Hiuse.“

„Dat weut sai wuol, dat diu ruddelig bist, dat hewwe ick iähr saggt, dorümme kannst diu men ruhig der henne gohn“, saggte de Mömme.

„Dann goh diu wenigstens met“, saggte Hiärmen. „Wenn sai myi dann wot dauen well, dann helpst diu myi.“

Diän Soterdag mochte de Mömme wyier met, süs wör Hiärmen äuk nit gohn. Wo sai byi et Hius kämen, saggte Hiärmen füör de Mömme:

„Niu goh diu vüör un wenn myi Nätte dann wot dauen well, dann höggest diu se int Gesichte.“

Dai baiden Friggers kämen ock bit in't Hius, ohne dat iähne wai wot dohn härr'. De Mömme staltte den Ruddel vüör, sai saggte: „Düt is myin Sunn Hiärmen un dat is syin ruddelige Schuoken.“

Nätte kam op Hiärmen tau un woll iähme de Hand giewen, ower Hiärmen lait se sick nit te noge op de Hiut kummen; hai gaffte sick an't Läupen un raip Hülpe, denn hai mennte, Nätte härr' iähme wot dauen wollt; hai truggere niu eunmol kainen Frauluien mer. – De Mömme raip iähme tau, hai söll men wyier kummen, Nätte deh iähme nix.

„Dann binnt iähr eust de Hanne op me Rügge bineun, süs goh ick der nit byi“, saggte hai.

„Sai dait myi jo nix, dann dait sai dyi doch äuk nix“, saggte de Mömme.

„Dat gloiwe ick äuk, diu wost ock nit an iähr friggen“, saggte Hiärmen. Wo hai ower sog, dat Nätte lachere, wor hai doch dryister un genk der wyier hen. Nätte versochte et noch eunmol, iähme de Hand te giewen, ower Hiärmen saggte, sai söll iähme drai Schriet van me Lyiwe blyiwen. Sai kriegen Hiärmen ock säu wyit, dat hai met Nätte no me Pastäuer genk; wat sai do ower dauen sollen, wußte hai nit.

De Pastäuer stonte grade in der Hiusdüör, wo de Ruddel un syine Nätte ankämen; hai mennte, dai baiden härren biädeln wollt, denn no iährme Anzunge te riäken, wollen sai nix anners. Hai peck in de Tasche un gaffte Hiärmen en Groschen.

„Segget mol, Häär Pastäuer“, saggte Hiärmen, „könn yi myi wuol de Erlaubniß giewen, dat ick mehrere Frauen niehme, denn **[35]** ick hewwe ne olle Mömme te Hius, dai könn dai Groschens gutt briuken.“

Hai mennte nämlik, wenn hai hyierothere, kriege hai van me Pastäuer en Groschen un dann wör hai ferrig.

Me Pastäuer genk et kolt düör de Glieder, denn hai dachte, dai arme huppelige Mann wör ock no unwyis. Do mellere sick Nätte ower.

„Häär Pastäuer, vyi wollen dät Verkündigen bestellen“, saggte sai.

„Ach so, ihr wollt heirathen?!“

„Jo, Häär Pastäuer, wenn yi nix dergiegen het, dann hyierothe vyi“, saggte Hiärmen.

„Habt ihr denn eure Papiere in Ordnung, z.B. euren Geburtsschein u.s.w.?“

„Nai“, sagte Hiärmen, „en Geburtschyn hewwe ick nit, ower yi könnt ug sieker der op verloten, gebuoren sin ick, do kann ick Tuigen van brengen. Ow Nätte ower gebuoren is, dat weut ick nit, denn do hewwe ick no nix van hort.“

„Ich muß aber dennoch einen Geburtsschein haben, denn ich muß ganz genau wissen, wie alt, welcher Confession und welcher Profession Sie sind.“

„Dat kann ick ug alles genau seggen. Ick sin gebuoren im Johre – – yi wietet et viellichte ock selwer wuol, et was grade säu wahne kolt, – ha, wat was dat ne Kälde. – Van Confession was ick froiher en Schaumäker un niu goh ick op de Fabrik, un do sin ick häuge angesaihen. Van Professiaun sin ick, ärr’ myine Mömme sagte, katholsch. Myinen Liäwensläup kann ick ug biäter vertellen ärr’ et enner in me Geburtschyne schryiwen kann. – Ick sin in de Schaule gohn, hewwe en Handwiärk lährt, sin in der Frümde ...“

„Das geht mich ja alles nichts an“, sagte de Pastäuer, „bringen Sie mir den Geburtsschein, dann sind wir fertig, weiter habe ich mit Ihnen nichts zu schaffen!“

„Oho, wät men nit fräch, süs bringe ick ug gar kainen Geburtschyn. Ick sin drai mol siewene olt, yi briuket men nit te mainen, yi können myi noch kummedeuern“, sagte Hiärmen.

Hiärmen pek Nätte innen Nacken un smeut se de Hiustrappe run; unnen nahm hai se an’n Aarmen un genk der met no Hius. Hai nahm sick ower vüör, dem Pastäuern den Willen nit te dauen, dat hai iähme en Geburtschyn brächte.

**[36]** De Slaumayerske harr’ sick all säu frögget, dat sai’n Ruddel endlik säu wyit kriegen harr’, dat hai met Nätte no me Pastäuer genk; wo hai niu wyier int Hius kam, frogere sai iähme: „No, biu hiät et gohn?“

„Och“, sagte Hiärmen, „do hiäste us no eume schicket, dai well no nit mol gloiwen, dat vyi gebuoren sind; ick hewwe kuiert, dat ick swerre, hai gloffte et ower nit. Ick söll et iähme schriftlich bringen, ower dat daue ick nit.“

De Mömme mochte sick wyier op de Beune maken, dat de Pastäuer en Geburtschyn kreug. Dat hai tau’m twedden Mole met no me Pastäuer

genk, kostere kaine gräute Maihe, denn hai dachte, wyier en Groschen te krygen. Wo hai ower sog, dat hai nix kreug, sondern dat de Pastäuer noch säu un säu viel Dahler riut hewwen woll, do saggte hai iähme ondlik Bescheud. „Eust well yi nit gloiwen, dat vyi gebuoren sind, un wenn vyi ug dat schriftlich brenget, dann well yi füör dai Läuperyi, dai yi us vermaket het, noch säu viel Geld riut hewwen. Well yi niu ümmesüs maken, dat ick Nätte kryige, oder nit?“

„Nein!“ saggte de Pastäuer.

„Gut, dann hyierothet se selwer, ick giewe säu viel Geld nit der füör iut. Hai lait de Mömme, Nätte un den Pastäuer stohn un genk iut me Hiuse. Nätte fenk hell op an te gryinen, denn sai was all bange, sai härr' iähren Ruddel nit kriegen, ower de Mömme laggte en gutt Woort füör dai baiden in. De Pastäuer was äuk nit ungefällig, un do wor Ruddel Härmen un Heuers Nätte diän folgenden Sunndag taum eusten Mole verkündiget. Draï Wiäken nohiär, op en Fryidag, was Hochtyit. Hai harr' füör en Dahler Heringe halet, ower hai härr' füör fyif Groschen genau hat, denn de ingeladenen Gäste bliewen iute.

De Ruddel un syine Nätte liäwern ganz tefriän, denn sai wören all säss Wiäken verhyierothet, do härren sai sick all gehörig schannt, ower noch nit slagen . In der siewenten Wiäke kreug Nätte eust de eusten Sliäge, dat was doch sieker nit te froih. Et was en Glücke, dat de olle Slaumayer nit mehr liäwere, dai härr' doch kain Woort anbrenge konnt; denn wenn de Ruddel, Nätte un de Mömme mol am schennen wören, dann was de veuerte Mann gutt üöwerig. De Ruddel brachte dann gewöhnlik ne klaine Veränderung der tüsker, hai nahm nämlik **[37]** den Stock, diän hai liuter proot stohn harr', un slaug van euner op de annere. Wenn hai se dann säu lange slagen harr', bit se baide in der Ecke läggten un können nix mer, dann genk hai un säup sick dicke. Wenn hai dann wyier kam, laggte hai sick der byi. Den annern Muorgen, wenn sai wach woren, wören sai wyier de besten Frönne.

In me twedden Johre kämen Kinnerkes, un de Ruddel fröggere sick, dat et fortens Twillinge wören. Me sog iähme säu vaken op me Schaulhuowe met den Blagen küegeln oder Bälleken slohn, oder wat sai süs dehn; niu harr' hai doch wenigstens Huopnunge, in der Folge met syinen eugenen spielen te können. Hai sog ower wuol in, dat hai säu ne gräute Familie nit erniähren konnt; do saggte hai füör syine

Mömme, eune möchte in feuertaih Dagen ophören, entweder sai, oder Nätte, am laiwesten wör et iähme ower, wenn sai alle baide gengen.

Wo de Mömme hor, dat iähr eugene Suhn se leud was, fenk sai an te gryinen. Sai genk no me Bürgemester, laggte diäm mol de Sake iuteun, un dai erbarmere sick ock üöwer iähr un deh se op Stadtskosten in't Krankenhuis. Lange is sai der Stadt ower nit ter Last fallen, denn wo sai et eunige Wiäken gutt hat harr', genk sai däut. De Ruddel was fräuh, dat sai däut was. Wo hai van me Begriäwniß wyier no Hius kam, was hai besuopen; hai snappere Nätte in de Hoor, sliepere se met in de Stuowe un saggte: „De Mömme is niu däut, niu kann ick et wyier gutt alleune üöwersaihen; betahle myi füör dai Tyit, wo diu hyier wot giäten hiäst, Kostgeld, un dann kannst diu met den Blagen men wyier no Hius gohn.“

Do woll Nätte ower nit van wieten, denn sai saggte, wo hai Mann woren wör, wör sai Frau woren, un sai härr' säu viel te seggen ärr' hai. Wat et diän Dag alles giewen hiät, weut ick nit, ower de Nohwers hett saihen, dat Nätte in'n Hittenstall läupen was, denn Hiärmen was met der Jäxe der ächter wiäst.

No Hius gohn is Nätte ower nit, denn dat Johr der op kriegen sai all wyier en Kind, un säu bliewen sai der anne, bit dat alle Ecken vull Blagen läggten. Wo sai ower all siewene härren, kam de Pastäuer dohenne un woll mol tausaihen, ow sai dann gar kain Kind doipen loten wollen. Wo hai int Hius gohn woll, laip dai arme Mann met me Koppe vüör diän syigen [38] Düörenpost, dat iähme dat Water iut den Aeugen kam. Hai nahm sick dat tau ner Lähre un keuk ümmer in de Höchte, ower do trat hai in en Dr .... – No, en jeder weut jo wuol, wat ick maine. Do wor de Pastäuer ower klaiker, denn hai bleuf op enner Styie stohn (natürlich sochte hai sick en rain Styieken iut) un saggte: „Wie ist das eigentlich Slaumayer, wollen Sie denn Ihre Kinder nicht taufen lassen?“

„Jo, dat woll ick doch wuol, ower ick woll wachten, bit dat et Dutzend vull is, denn in der Masse hiät me alles billiger.“

De Pastäuer gaffte sick alle müigliche Maihe, ower de Ruddel genk nit van syime Vorsatze aff. Hai versprak iähme, de Kinner ümmesüs te doipen, ower de Ruddel mennte, wenn hai do nix füör nähme, dann mäke hai et ock nit ondlik.

Wo de Pastäuer insog, dat met me Ruddel nix te maken was, genk hai wyier. Im Wiäggohn saggte hai: „Sie sind ein – harter Mann!“

Wenn de Ruddel mennte, hai härr' dät klennste Kind säu wyit hat, dat et iäwen läupen kann, dann was ock all wyier en annert do. Säu genk et ock dütmol wyier. Ower do was et noch nit met gutt, sondern Nätte wor krank un starf ock. Härmen sog et vorleufig noch nit in, wat fűr ne Suorge un Last hai sick düör Nätte iähren Däut an den Hals henk, denn hai fröggere sick, dat hai se eust mol quitt was, denn hai dachte, wat Nätte giäten härr', do könn hai all bolle de ganzen Blagen met fauern.

Trotzdiäm dat hai säu arme was, dat syinen Blagen van Hunger de Tunge iut me Halse henk, mochte hai doch, wenn hai iäwen en paar Penninge harr', int Wärthshius. Dät Prunken kann hai ower byi all syiner Armauth nit loten. Hai sat mol op en Owend in ner Wirthschaft, do kam en Biuer rin, dai prunkere äuk gären. Do soll ower euner hewwen dat Schennen hort; euner woll noch ryiker syien ärr' de annere. Sai kämen van eume op dät annere te kuiern, do vertallte dai Biuer dann ock, dat hai düät Johr säu viel Dünger härr'. Do deh iähme de Ruddel ower de Nase vull. „Ick hewwe vielleicht mehr Mist in der Stuowe liggen, ärr' diu op me ganzen Huowe hiäst“, saggte hai.

Wenn me in me Ruddel syine Stuowe kam, sog et ock würlklich iut, ärr' wenn me op säu'n klainen Biuernhuof kümmet. **[39]** En Fraumensche harr' hai jo nit imme Hiuse, dai iähme fűr Rainlichkait suorget härr'. Dät Hius was iähme gerichtlich verkofft woren, un ne ondlige Wunnunge kann hai nit kryigen un ock nit betahlen. Hai harr' sick säu en ollen Stall miethet, do laggte hai met syinen Blagen inne. Berrens kann hai fűr dai ganzen Blagen nit anschaffen; diän' woren en paar Schoppen Sträuh unnersmieten. Wenn de Ruddel dat dann des Muorgens noch wyier opruimet härr'; ower dai armen Blagen mochten der oppe slopen, bit dat et fiul was, dann wor wyier frischet der op smiten. Niu woll dat klennste Kind ower ock Miälke hewwen. Härmen koffte ne Hitte un band sei äuk byi de Blagen op de Miste. Dohiär kam et ock, dat hai üöwer syinen Mist, diän hai in der Stuowe härr', säu prunkere. Dat hai ower säu viel der inne harr', ärr' dai eune op me ganzen Huowe, dat is nit wohr, denn tweu Piäre tröcken ne doch op eunmol, mehr was et nit.

Hiärmen kann et sick gar nit begryipen, biu et was, dat dai Hitte säu wennig Miälke gaffte, denn sai was iähme doch füör säu'n gutt Dyier verkofft woren. De Blagen klagen syt diär Tyit, wo sai ne Hitte härren, äuk nit mär säu viel üöwer Hunger. Dat genk ower alles ganz natürlich tau. De Blagen möchten nämlich des Owends hungerich te Berre, un dann gäfften sai sick des Nachts an de Hitte an't Siugen.

Van Slaumayers Christejon harr' me all johrenlank nix mer hort. Wo Hiärmen wyier kam van den Saldoten, genk hai fortens in de Frümde, denn hai schiämere sick, dat Hiärmen syin Bräuer was. Schryiwen deh hai äuk nit, denn et was jo nümme, dai en Braif liäsen, viel wenniger iähme wyier schryiwen kann. Wo hai niu all säu lange Johren in der wyien Welt was, do kann me sick wuol denken, dat et Luie genaug gäfften, dai gar nit mol wüßten, dat et en Slaumayers Christejon gaffte.

Eunes Owends (de Ruddel was noch im Wärthshiuse un de Blagen läggten all byi der Hitte), do kloppere et an de Stuowendüör. De Blagen gäfften ower kaine Antwort, denn säu lange ärr' iäne<sup>30</sup> dachte, was nit mol en fründ Mensche in iährme Stalle wiäst, viel wenniger, dat euner ankloppere, denn wenn me Ruddel euner wot woll, dai bleuf biuten stohn un raip. De Blagen krüepen van Angest in me Sträh run ärr' säu junge Fiärken. Wo dai frümde Mann de Düör uopen mäk un kam **[40]**<sup>31</sup> rin, fengen de Blagen an te schreien<sup>32</sup>, denn sai mennten, et wör en Spitzbauwe wiäst. Wenn sai äuk iätwas mähr Verstand hat härren, dann härren sai sick wuol begryipen konnt, dat byi iähne nix stuohlen wor, denn do was füör kaine tweu Penninge te halen.

In diämselben Aeugenblicke kam ock de Ruddel no Hius un erkannte in diäm frümden Manne syinen Bräuer Christejon. Dai frogere fortens no der Mömme, denn hai wußte noch nit, dat sai däut was. Wo hai dat ower hor, fell hai in Ohnmacht, denn hai dachte et sick fortens, dat sai verhungert was. Et is ower kaine natürlige Ohnmacht wiäst, denn hai kam nit wyier tau Verstanne, un am annern Muorgen was hai ne Lyiche.

---

<sup>30</sup> *iäne* (iähne, ihnen)? – Vielleicht liegt hier ein Schreibfehler vor.

<sup>31</sup> Die „Seite 40“ des Münsterischen Bibliotheksexemplars ist durch Überklebung bzw. Lackierung kaum noch lesbar. Mit Hilfe von Vergrößerungen und Bildeinstellungen am Computer konnte der Text für diese Ausgabe jedoch vollständig rekonstruiert werden.

<sup>32</sup> Hier hochdeutsch „*schreien*“ statt plattdeutsch „*schriggen*“ (dies ist wohl kaum mit dem Sprachstand zur Abfassungszeit zu erklären).

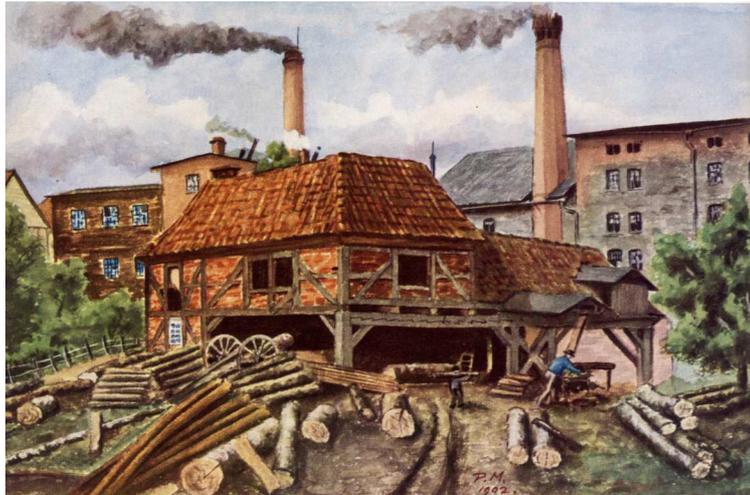
Wyl ower säu viel Luie wören, dai Christejon gar nit kennten, verbreitere sick dat Gerücht, de Ruddel wör däut. Wo ick et hor, genk ick fortens sitten un schreuf düt Bäk. Wo ick et ferrig harr', genk ick mol op en Sunndag spazeuern un do begiegnere myi en Kärel, grade ärr' wenn et de Ruddel selwer wiäst wör. Ick sin grade nit bange, ower düt mol stönnten myi doch de Hoor te Biärge. Iek genk ower trotzdiäm der op tau un peck ne mol an, un richtich, hai was et selwer un kain Geust. Do vertallte hai myi ock, biu dat kummen wör, dat se iähme däut sagt härren.

Alsäu däut is de Ruddel noch nit, wenn et ock op me Titelblatte het: „Van der Waige bit tau'm Grawe.“

Ower make sick men kainer Suorge, denn et diuert kaine fyftig Jahr mer, dann is wyier en Begriäwniß, un wenn yi dann froget, wai dat wör, dann wät me ug seggen, dat is

*Ruddel Hiärmen.*

# ANHANG



Paul Michels: Gemälde „Säge- und Ölmühle“ (1902)  
Reproduktion nach: „600 Jahre Bürgerfreiheit Neheim-Hüsten.  
Neheim-Hüsten 1958“.

„Hiärmen Slaumayers Liäwensläüp“,  
oder:  
Ein böses Erwachen im katholischen  
Kleineleuteparadies

Über ein unbekanntes plattdeutsches Buch  
aus dem 19. Jahrhundert und seine Bedeutung  
für die sauerländische Mundartliteraturgeschichtsschreibung

*Hiärmen, sloh Liärm an,  
met Piben, met Trummen!  
De Kaiser well kummen  
met Gaffeln un Stangen,  
den Hiärmen ophangen.*

\*

*Hiarmen, schloh Diarmen,  
schloh Kükelchen dout.  
Dau se in en klein Pöttchen,  
dann werd se nit grout.*

ZWEI LEUTEGUT-TEXTE AUS DEM SAUERLAND<sup>33</sup>

1914 verzeichnet Hermann Schönhoff in seiner „Geschichte der Westfälischen Dialektliteratur“ das Werk „Hiärmen Slaumayers Liäwensläüp“ von Franz Ostenkötter in Neheim. Der Titel taucht dann zwar noch in einschlägigen Fachbibliographien auf, doch nirgends werden Angaben zum Verfasser oder zum Erscheinungsjahr gemacht, und nirgends gibt es einen Hinweis zum Inhalt.<sup>34</sup> Derzeit kann man alle Register einer digitalen Suchmaschine für den Fernleihverkehr ziehen und findet doch keinen Eintrag zu diesem „vergessenen Buch“. Das

<sup>33</sup> Zitiert nach: *Bürger*, Peter: Aaneewenge. Plattdeutsches Leutegut und Leuteleben im Sauerland. Eslohe 2006, S. 219f; vgl. zu dieser Liedtradition *ebenda*, S. 208f und 214.

<sup>34</sup> Vgl. *Bürger*, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe 2010, S. 472f.

scheinbar einzige erhaltene Exemplar ist in der Bibliothek der Abteilung für Niederdeutsche Sprache und Literatur des Germanistischen Instituts der Universität Münster eingestellt.<sup>35</sup> Der vollständige Text des Titelblattes lautet:

Hiärmen Slaumayers Liäwensläup  
van der Waige bit taum Grawwe,  
oder:  
de Julenspaigel imme niegentainten Johrhunnert.  
(Westfälisches Plattdeutsch.)  
von Franz Ostenkötter in Neheim.  
Selbstverlag des Verfassers.  
Preis 35 Pfennig.  
Nachdruck verboten.  
Neheim-Hüstener Druckerei, Neheim.

Wie schon im Fall des plattdeutschen „Volksspiegels“<sup>36</sup> (1878) für das märkische Sauerland zeigt es sich auch bei den 40 Seiten dieses Büchleins, daß die Fahndung nach verschollenen, vergessenen oder durchgehend ignorierten Werken der regionalen Mundartliteratur für Überraschungen sorgen kann. Der Text verdient es, aufmerksam gelesen zu werden. Er ist unterhaltsam, aber alles andere als eine harmlose plattdeutsche Humoreske. „Hiärmen Slaumayers Liäwensläup“ wird durch die vorliegende Ausgabe der digitalen Bibliothek „daunlots“ des Christine-Koch-Mundartarchivs neu erschlossen und leicht zugänglich gemacht.<sup>37</sup> Ich versehe den nachfolgenden Kommentar wieder mit vielen Fragezeichen, in der Hoffnung, daß der ein oder andere Leser weiterführende Antworten für die Schreibwerkstatt zur sauerländischen Mundartliteraturgeschichtswerkstatt einsenden kann.

---

<sup>35</sup> Bei meiner Buchrecherche hat die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens sehr entgegenkommend weitergeholfen und dem Christine-Koch-Mundartarchiv auch eine Kopie des Werkes zur Verfügung gestellt.

<sup>36</sup> Vgl. zu diesem Buch C. Brocksiepers meine Textauswahl und Kommentierung in: *daunlots* Nr. 12 ([www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)). Hier werden in einem plattdeutschen Beitrag aus dem *märkischen*, protestantisch geprägten Sauerland die Industrialisierung des 19. Jahrhunderts und die soziale Frage in nennenswerter Weise thematisiert.

<sup>37</sup> Die *originale* Seitenzählung des Werkes, auf die sich auch die Seitenangaben in dieser Kommentierung beziehen, ist in der vorliegenden digitalen Neuauflage im Fließtext **rot** gekennzeichnet; in diesem Kommentar zum Buch stehen die entsprechenden Seitenverweise ebenfalls in **roten** Ziffern.

## 1. Wer ist der Verfasser?

Es „*verbreitere sick dat Gerücht, de Ruddel wör düüt.*  
*Wo ick et hor, genk ick fortens sitten un schreuf düüt Bäum.*“  
 DER ERZÄHLER [S. 40]

Über den Verfasser „Franz Ostenkötter in Neheim“ war trotz weiter ausholender Recherchen bislang nicht sehr viel in Erfahrung zu bringen. In [Arnsberg-]Niedereimer wirkte von 1878 bis 1914 der Lehrer *Caspar Ostenkötter*, der bis 1915 Schriftführer des 1895 in Hüsten (für die Imker der ganzen Umgebung) gegründeten Bienenzüchtervereins war und für diesen auch das hochdeutsche Vereinslied „Wo die Ruhr sich silbern windet“ verfaßt hat. Im Archiv des „Arbeitskreises Dorfgeschichte Niedereimer e.V.“ liegen weitere hochdeutsche Heimdichtungen von diesem Caspar Ostenkötter (1850-1930) vor, der in Arnsberg gestorben ist. Einer seiner drei Brüder hieß tatsächlich *Franz Ostenkötter*, nach erster Quelle: geboren 1856 in [Werl-]Niederbergstraße, gestorben 1918 in Dortmund.<sup>38</sup>

Die Eltern dieses Franz Ostenkötter sind: [Franz] *Caspar Ostenkötter*<sup>39</sup> genannt Lips (\*17.2.1821 [Werl-]Niederbergstraße; † 18.1.1881 [Werl-]Niederbergstraße), „Ackerer“, und *Maria Anna Klara Elisabeth, geb. Menne* [gen. Oelmann] (\*7.4.1810 [Warstein-]Oberbergheim; † 11.1.1863 [Werl-]Niederbergstraße). Sie waren seit dem 23.6.1849 verheiratet. Als das erste Kind geboren wird, ist die Mutter schon fast 40 Jahre alt!

Abweichend vom Familienstammbaum enthält das Kirchbuch Werl-Westönnen zum vierten Sohn dieses Ehepaares, „*Franz Peter Ostenkötter gen. Lips*“, den Geburts- und Taufdatumseintrag: „\*/~ 14./16.02.1855“ [statt des Geburtsjahres 1856]; der Beruf des Vaters wird hier mit „Kolon“ [lat.: *colonus* = *Bauer, Pächter*] verzeichnet.

<sup>38</sup> Quellen (auch für nachfolgende Angaben): *Stammbaum der Familie Ostenkötter*, Kopie eingesandt an Peter Bürger am 6.11.2008 von Wolfgang Ostenkötter, Salzgitter-Bad [Enkel von Lehrer Caspar Ostenkötter, Niedereimer]; *Kirchbuch Werl-Westönnen* [Auszüge mitgeteilt am 10.2.2009 vom Werler Stadtarchivar Heinrich J. Deisting]. – Die beiden anderen Brüder waren Rudolf O. (\*1849 [?, im Stammbaum angegeben: 1894]; † 1922 Marsberg) und Philipp O. (\*1852 Niederbergstraße; † 1932 Niedermarsberg). Die Familie hatte laut Stammbaum keine Töchter. – Ein lokaler Zeitungsaufruf (2008, Raum Arnsberg) blieb ohne Echo.

<sup>39</sup> Der erste Vornamen „Franz“ ist für den Vater nur im Familienstammbaum, nicht aber im Kirchbuch vermerkt.



Ausschnitt aus einem Stammbaum der Familie Osterkötter (links oben: Franz O.)

Vermutlich ist nun dieser Franz Peter O. der Autor des in Neheim gedruckten und dort selbst verlegten plattdeutschen Buches (die Lebensdaten passen zum vermuteten Erscheinungszeitraum; zumindest ein familiärer Bezug zum Großraum Arnsberg ist nachgewiesen; der Familienname ist mit bundesweit lediglich 24 Telefoneintragungen nur wenig verbreitet). Das Titelblatt des Buches verweist auf Neheim als seinen (zumindest zeitweiligen) Wohnort hin, doch darüber gibt es bislang keine weiteren gesicherten Nachrichten. Unter der Anschrift „Grunewaldstr. 18d“ ist Franz Osterkötter noch für 1919/20 im Dortmunder Adressbuch aufgeführt, in der folgenden Ausgabe 1921 hingegen nicht mehr.<sup>40</sup> Über Persönlichkeit, Werdegang, Beruf oder Familienverhältnisse ist – bislang – sonst nichts bekannt.

Selbstredend fließen bei einem literarischen Produkt immer autobiographische Hintergründe mit ein, ob der Verfasser dies beabsichtigt oder nicht. Auch deshalb wüßten wir gerne mehr über Franz Osterkötter, der ein trefflicher plattdeutscher Erzähler ist. Ohne Kenntnis seiner Persönlichkeit werden unsere Lese-Ansichten dem Werk möglicherweise gar nicht gerecht.

<sup>40</sup> Mitteilung von Archivamtsrat Buchholz, Dortmund, 14.1.2009. – Dies paßt gut zur Angabe im Familienstammbaum († 1918 Dortmund).

## 2. Wann ist dieses Werk erschienen?

„*Ower – et was 1864 – de Kryig met Dänemark  
brak iut, un do genk et wyier nit ohne Hiärmen.*“

[S. 26]

Das Münsterische Bibliotheksexemplar trägt auf dem inneren Deckblatt – ohne weiteren Kommentar – den handschriftlichen Vermerk „(geschrieben um 1880)“. Wenn man die zeitlichen Angaben in „Hiärmen Slaumayers Liäwensläup“ für bare Münze nehmen wollte, könnte man durchaus etwa auf diese Jahreszahl kommen.<sup>41</sup> Aber es bringt doch – nicht nur aus inhaltlichen Gründen – einige Schwierigkeiten mit sich, dem offenkundig fiktionalen Buch eine allzu „realistische Chronologie“ zuzutrauen. Der Erzähler will zum Zeitpunkt seiner Abfassung die Familie Slaumayer z.B. schon „vüör ungefähr sästig Johren“ – und zwar Jahre *vor* HIÄRMENS Geburt – gekannt haben. Das wäre dann so um 1820 gewesen.<sup>42</sup> In diesem Fall könnte der – mutmaßliche – Autor Peter Franz Ostenkötter (1855-1918) allenfalls Erinnerungen seines 1821 geborenen Vaters verarbeitet haben. Selbstredend kann für solche chronologischen Spekulationen kein historischer Aussagewert beansprucht werden.

Wirklich ganz sicher wissen wir aufgrund der frühesten bibliographischen Nennung bislang nur, daß das Werk in jedem Fall *vor* 1914 erschienen sein muß; in Peter Hansens biobibliographischer Datenbank<sup>43</sup> wird spekuliert „ca. 1900“. Mehr Erkenntnisse könnten wir in

---

<sup>41</sup> Nach Volksschulzeit [16. Lebensjahr], vorzeitig abgebrochener Lehre samt „Leerlauf“ im Elternhaus [3 Jahre] und kurzer Wanderzeit [max. 1 Jahr] wird Hiärmen Slaumayer zum Militär eingezogen, und dann muß er nach etwa zwei Jahren 1864 am Krieg gegen Dänemark teilnehmen. Er wäre – nach *großzügiger* Berechnung der einzelnen Abschnitte – demzufolge etwa 1842/43 geboren (für die 1840er Jahre traut der Erzähler ihm bereits eine Brandstiftung zu: S. 8). Nehmen wir weiter an, daß Hiärmen spätestens Anfang 1865 als Kriegsbeschädigter entlassen wird und die weiteren Erzählabschnitte (unstete Junggesellenzeit, Heirat, Geburt von mindestens acht Kindern, Tod der Ehefrau und ein nicht allzu langer Zeitraum als „alleinerziehender Vater“) etwa anderthalb Jahrzehnte umfassen. Unter diesen Voraussetzungen könnten wir uns zu der Zeit, in der der Erzähler nach eigenem Bekunden sein Buch geschrieben haben will [S. 40], etwa im Jahre 1880 befinden.

<sup>42</sup> Die im Buch vermeldete lange Zeit der Kinderlosigkeit von Hiärmens Eltern hätte demnach – im Rahmen unserer großzügigen Berechnung des Lebenslaufes – mindestens zwei Jahrzehnte umfaßt (was immerhin möglich ist).

<sup>43</sup> *Die Plattdeutsche Bibliographie und Biographie (PbuB)*. Bearbeitet von Peter Hansen; fortgeführt seit März 2009 vom Institut für niederdeutsche Sprache, Bremen. Internetzugang: <http://www.ins-db.de>

einer weitergehenden Recherche nur aus den Angaben des Titelblattes ableiten. In welchen Zeitraum verweist die typographische Gestaltung des Titelblattes (*siehe Abbildung Seite 57*)? Wann mag ein 40 Seiten umfassendes Büchlein „35 Pfennig“ gekostet haben?<sup>44</sup> Zu welcher Zeit gab es schließlich in Neheim die „Neheim-Hüstener Druckerei“? Hier dürfen wir schon eine gewisse Eingrenzung vornehmen: „Der Aufschwung der [Neheimer] Industrie in den achtziger Jahren brachte die Eröffnung [...] einer Zeitungsdruckerei (Neheim-Hüstener Zeitung, 1884) und die Gründung mehrerer anderer Druckereien mit sich.“<sup>45</sup> Für die amtliche „Neheimer Zeitung“ (Stadtarchiv Arnsberg) wird dann noch für 1903-1924 die „Neheim-Hüstener Druckerei-GmbH“ als Verlag ausgewiesen.

Ostenkötters Lebenslauf eines „Julenspaigel[s] imme niegentainten Johrhunnert“ thematisiert, so meine Deutung, im Rahmen einer nicht unproblematischen „Familiengeschichte“ den Wandel vom Kleinbauernertum (oder Handwerkerberuf) hin zum Fabrikarbeiterdasein – und zwar im *katholischen Sauerland*<sup>46</sup>. Dabei kann im Bereich der Altkreise Arnsberg und Meschede der Raum Neheim vermutlich wie kein anderer als ein geeigneter Schauplatz der Handlung betrachtet werden (vgl. *10. Exkurs: Industrialisierung und Milieu im Raum Neheim-Hüsten*).

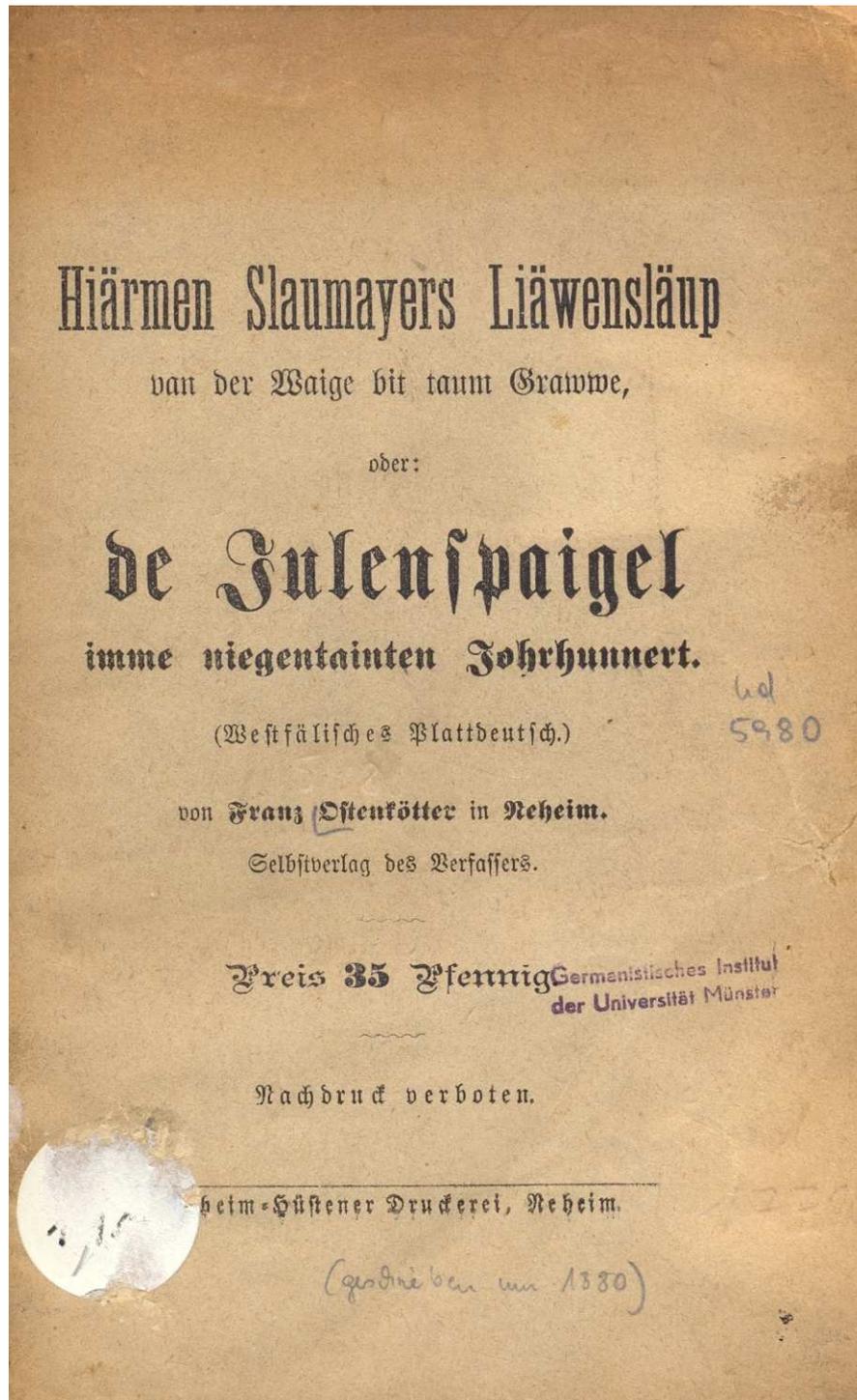
Das letzte Buchkapitel spiegelt am ehesten Entwicklungen der 1880er Jahre wider. Die in „Hiärmen Slaumayers Liäwenslaup“ durchscheinenden kirchlichen Verhältnisse weisen mit einiger Wahrscheinlichkeit auf einen Zeitraum hin, in dem sich der Sozialkatholizismus noch nicht profiliert hat (ein besonderes Sozialprofil unter den Bedingungen der Industrialisierung entwickelt der Neheimer Katholizismus erst in den 1890er Jahren). Der Münsterische Bibliotheksvermerk „*geschrieben um 1880*“ setzt bei der Abfassungszeit vielleicht nur um einige Jahre zu früh an. Für die *Drucklegung* müssen wir jedoch bis auf weiteres eine großzügige Zeitspanne zwischen 1884 und 1913 offenhalten, auch wenn manches dafür spricht, das Erscheinen noch ins 19. Jahrhundert zu datieren.

---

<sup>44</sup> Zum Vergleich: Der „Arnsberger Hinkende Bote“ (ein schmaler Taschenkalender im Kleinformat) kostete in der Ausgabe für das „Gemein-Jahr 1917“ 20 Pfennige. Preisangaben aus dem 19. Jahrhundert stehen mir zum Vergleich nicht zur Verfügung.

<sup>45</sup> Schulte, Werner: 600 Jahre Bürgerfreiheit Neheim-Hüsten. Neheim-Hüsten 1958, S. 64.

<sup>46</sup> Nach kurzer Wanderzeit ist der Zielbahnhof für Hiärmens Heimkehr ins Elternhaus *Neheim* (Naimen). Hiärmens Abfahrt zur Kaserne in Hanau erfolgt ab *Meschede*.



Titelblatt der Originalausgabe  
(Bibliothek der Abteilung für Niederdeutsche Sprache und Literatur  
des Germanistischen Instituts der Universität Münster)

Bilddatensatz: Kommission für Mundart- und Namenforschung  
Westfalens (Münster)



### 3. Die Geschichte des Hiärmen Slaumayer

*„Ick sin gebuoren im Johre – – yi wietet et viellichte ock selwer wuol, et was grade säu wahne kolt, – ha, wat was dat ne Kälde. – Van Confession was ick froiher en Schauhmiäker un niu goh ick op de Fabrik, un do sin ick häuge angesaihen. Van Professiäun sin ick, ärr’ myine Mömme saggte, katholsch. Myinen Liäwensläup kann ick ug biäter vertellen ärr’ et enner in me Geburtschyine schryiwen kann ...“*

HIÄRMEN SLAUMAYER ÜBER SICH SELBST [S. 35]

Eigentlich fängt die Geschichte von HIÄRMEN SLAUMAYER durchaus vielversprechend an. Die Eltern sind offenbar brave Leute, die sich den ganzen Tag als Kleinbauern abrackern und zufrieden zusammenleben. Ihre Ehe ist schon *lange Jahre kinderlos*, da wird ihnen an Fastnacht doch noch „en jungen Suhn“ – HIÄRMEN – geboren. Der Vater läuft – juchzend wie die Bauernmägde beim Erntekranzbinden – um das Häuschen und nimmt drinnen seine Frau in die Arme. Der Dorfschweinehirte wird Taufpate. Wir haben es also wirklich mit „kleinen Leuten“ zu tun.

Leider stellt der kleine HIÄRMEN schon im zweiten Jahr, als er eben laufen kann, unentwegt Unfug an. Bald holt er überall aus der Nachbarschaft bewegliche Dinge heran und schmeißt sie in Slaumayers Brunnen. Im dritten Jahr bekommt er Hosen, doch die bleiben keine acht Tage heile. Ein kleines Brüderchen – CHRISTEJON – wird nun geboren, und der zum Wiegen beauftragte HIÄRMEN sorgt dafür, daß der Säugling sich beinahe das Genick bricht. In den nachfolgenden Jahren bleiben selbst Federvieh und größere Stalltiere der Nachbarn von seinen Streichen nicht verschont. Im sechsten Lebensjahr erkrankt der Vater und wird blind. HIÄRMEN betätigt sich nun beim Kühehüten zugleich als Blindenführer für den Vater, läßt dabei aber jeglichen Respekt vermissen und führt wieder schlimme Streiche aus.

Im siebten Lebensjahr muß HIÄRMEN in die Schule. Der Lehrer ist schon vorgewarnt, und erwartungsgemäß verläuft die schulische Karriere auch katastrophal. Von Klugheit, Ordnung, Disziplin, Respekt oder Frömmigkeit ist bei HIÄRMEN keine Spur zu finden. Wenige Tage vor der Schulentlassung stirbt der Vater. HIÄRMEN belügt ihn noch am Sterbebett, indem er vorgibt, das Schneiderhandwerk erlernen zu wollen (obwohl er sich in Wirklichkeit für den Schuhmacherberuf entscheidet).

Die Mutter sucht und findet nun einen tüchtigen Schuhmachermeister für HIÄRMEN, der seine Lehrlinge – wie es heißt – wie eigene Kinder behandelt. Doch bei HIÄRMEN ist alles gute Zureden vergeblich (nur Schläge helfen). Bei Schuhreparaturen auf einem Schulenhof spielt er dem dort ebenfalls arbeitenden Dachdecker übel mit. In der Folge kommt es zum vorzeitigen Abbruch der Lehre, was den Lehrherrn keineswegs betrübt. Nun liegt HIÄRMEN wieder der armen Mutter auf der Tasche, wobei er sich als faul, herrisch, leicht reizbar und anspruchsvoll erweist.

Als es gar nicht mehr anders geht, begibt HIÄRMEN sich (Anfang der 1860er Jahre) auf Wanderschaft und bettelt sich durch (am ersten Abend kehrt er freilich noch einmal ins Elternhaus zurück, um das Schlafgeld zu sparen). Von einem Handwerkerleben kann keine Rede sein, denn in vierzehn Tagen wechselt er – vermutlich im Umkreis von Soest – zwölfmal die Meister. Nachdem er – nicht ohne eine gewisse Schläue – einen ihn verfolgenden Polizisten abgehängt hat, stößt er auf zwei andere Weggesellen. Auf der gemeinsamen Suche nach einer Schlafgelegenheit treffen die drei dann ein altes Mütterchen. Diesem lügt HIÄRMEN vor, er sei mit ihrem auf Wanderschaft befindlichen Sohn gut befreundet und der würde dringend Geld brauchen. Das Mütterchen vertraut HIÄRMEN daraufhin all ihre Ersparnisse an, um sie dem Sohn baldig zu überbringen. Die drei Wandergesellen suchen freilich eine Nachtherberge auf, in welcher der Wirt – die Taler in HIÄRMENS Händen vor Augen – großzügig aufischt. Aus der Zeitung liest der Wirt laut vor, daß am fünfzehnten des Monats (d.h. in zwei Tagen) die Aushebung der Rekruten in Arnsberg stattfindet. HIÄRMEN, den das betrifft, schleicht sich heimlich davon und kommt – auf Umwegen – mit dem Zug noch rechtzeitig nach Neheim.

Zwischen Musterung und Einziehung verbleibt HIÄRMEN noch einige Wochen bei der Mutter. Dann geht es – von der Mutter mit 15 Gro-

schen<sup>47</sup> und unzähligen Pfannkuchen versehen – über Meschede nach Hanau in die Kaserne. Welchen Respekt und Anstand man im Umgang mit vorgesetzten Hauptsoldaten zu üben hat, davon hat HIÄRMEN keinen blassen Schimmer. Selbst das zeitige Aufstehen am Morgen kann ihm nur durch Züchtigung beigebracht werden. An sich ist den Vorgesetzten an diesem sauerländischen Kautz nicht gelegen, und es besteht Aussicht auf eine vorzeitige Entlassung nach zwei Jahren. Doch da kommt es 1864 zum Krieg gegen Dänemark, und HIÄRMEN muß mit in die Schlacht. Dort ist er sehr darauf bedacht, die eigene Haut zu retten. Gleichwohl erwischt eine feindliche Kugel seinen Fuß. Es folgen ein Vierteljahr im Lazarett und die Entlassung wegen Untauglichkeit. Der jetzt lahme HIÄRMEN SLAUMAYER wird fortan von den Leuten nur noch RUDEL HIÄRMEN genannt.

Eigentlich, so scheint es, geht es HIÄRMEN zunächst gar nicht so schlecht in der Heimat. Er bekommt Invalidengeld. Der Arnberger Taschenkalender „Hinkende Bote“ druckt sein Kriegsversehrtenkontorfei jedes Jahr auf dem Titelblatt ab, und auch das wird gut bezahlt. Doch für die Wirtshausbesuche, die er jetzt fast täglich abhält, reicht es nicht. Wenn die Mutter nicht genug beisteuern kann, bekommt sie Schläge von HIÄRMEN. Schließlich fragt er bei einem Fabrikherrn an und kriegt auch eine Arbeit am Kessel. In der Kneipe erzählt er, er wäre sehr angesehen in der Fabrik.

Die Mutter, die inzwischen schon altersschwach ist und ständig bekümmert wegen der Trinkerei ihres Sohnes, drängt auf eine Heirat. Sie schafft die ganze Arbeit einfach nicht mehr. HIÄRMEN ist aber gar nicht verlegen um ein eigenes Weib und weiß auch gar nicht, wie man die „Friggerei“ anstellt. Die Mutter erklärt es ihm ganz genau – als eine kinderleichte Sache. Als HIÄRMEN daraufhin ganz unbefangenen der schönen und reichen Tochter des Dorfschulzen einen Antrag macht, wird er von den Knechten des Hauses fast lebensgefährlich traktiert. Nun muß die Mutter stellvertretend die Brautwerbung übernehmen, wohlwissend, daß das selbst „unner diän gewöhnlichen Luien“ schwer genug sein wird. Sie findet schließlich NÄTTE HEUER, die fleißige Tochter einer Schweinehirtin. NÄTTE hat – es wird süffisant angedeutet – schon ein uneheliches Kind. Selbst ein halbes Jahr nach der Verlobung hat HIÄRMEN seine künftige Frau noch kein einziges Mal be-

---

<sup>47</sup> Ausdrücklich erteilt die Mutter ihm die Weisung, mit den 15 Groschen sparsam umzugehen. Den Rest des Geldes soll er nach Ende der Militärzeit wieder mitbringen.

sucht. Als die Hochzeit vorbereitet werden soll, besteht er darauf, daß die Mutter mitkommt. Denn er traut „niu eunmol kainen Frauluien mer“ und befürchtet – außer Schlägen der Braut – Ablehnung wegen seines hinkenden Fußes. Der Pastor hält NÄTTE und HIÄRMEN bei der Bestellung des Aufgebotes zuerst für Bettelleute. Damit es zur kirchlichen Trauung kommen kann, muß Mutter Slaumayer wieder vermitteln.

Das Eheleben gestaltet sich schon nach kürzester Zeit denkbar traurig. Jetzt verprügelt HIÄRMEN abwechselnd seine Mutter *und* seine Ehefrau. Im zweiten Ehejahr werden Zwillinge geboren. HIÄRMEN schiebt seine Mutter ins städtische Hospital ab, wo sie – voller Gram – kurze Zeit später stirbt. Eigentlich will er jetzt auch die überflüssige NÄTTE wieder in ihr Elternhaus zurückschicken, doch diese beharrt trotz aller Mißhandlung auf ihren Rechten als Ehefrau. Im Folgejahr kommt wieder ein Kind, und so geht es alle Jahre weiter (ein Dutzend Kinder sollen es werden). Auf Kindtaufen wird – zum Verdruß des Pastors – verzichtet. NÄTTE erkrankt eines Tages und stirbt. Nun muß HIÄRMEN allein für den Nachwuchs sorgen. Das Haus ist ihm gerichtlich verkauft worden, und so haust die große Familie in einem angemieteten Stall. Für das Kleinste hat HIÄRMEN auch eine Milchziege angeschafft, an der aber alle hungrigen Kinder des Nachts heimlich saugen. Die Betten bestehen nur aus Stroh, darunter liegen Lagen von Mist.

Während HIÄRMEN wohl wie gewohnt im Wirtshaus sitzt und prahlt, kommt eines Tages sein jüngerer Bruder CHRISTEJON in den Stall (die Kinder fürchten sich, denn es kommen sonst nie Besucher). CHRISTEJON war seit HIÄRMENS Militärentlassung nicht mehr am Ort. Als HIÄRMEN nun nach Hause kommt und ihm vom Tod der Mutter erzählt, fällt er in eine tödliche „Ohnmacht“. Die Leute aber, die CHRISTEJON schon gar nicht mehr kennen, verbreiten das Gerücht, RUDDDEL HIÄRMEN selbst sei gestorben. Diese Kunde ist für den Erzähler der Anlaß, unverzüglich „Hiärmen Slaumayers Liäwensläup“ aufzuschreiben.

Doch schon bald darauf begegnet der Verfasser dieser sauerländischen „Eulenspiegelbiographie“ auf der Straße seiner Hauptfigur. RUDDDEL ist nämlich noch ganz lebendig und kann ihn über das Mißverständnis aufklären. Die Leser des Buches – so heißt es zum Schluß – sollen aber unbesorgt sein. In weniger als fünfzig Jahren wird ganz sicher das wahrhaftige Begräbnis von RUDDDEL HIÄRMEN zu vermelden sein.

#### 4. Exkurs zu Vergleichstexten: Die Paderborner „Liäwensgeschichte van Kristejon Dullromes“ (1878) und die mittelalterliche Gestalt des Till Eulenspiegel

„*ick bin ulen spegel*“  
(*Ich bin Euer Spiegel*)

Wie HIÄRMEN SLAUMAYER einen jüngeren Bruder mit Namen CHRISTEJON hat, so gibt es für Ostenkötters Werk „Hiärmen Slaumayers Liäwensläup“ ein wesentlich kürzeres Gegenstück in der Paderborner „Liäwensgeschichte van Kristejon Dullromes“ (1878).<sup>48</sup> KRISTEJON DULLROMES, geboren „anno 18.“ in der Stadt Paderborn, ist das Kind von armen, aber *reinlichen* Leuten; sein Vater ist „en fleytigen Schauster“. Als er kaum laufen kann, da fliehen vor diesem Tunichtgut schon die Hühner davon. – Von der Mutter wird der Junge zunächst gänzlich verwöhnt. Der Vater, „dai de bäste Brauer auk nit wiäsen was“, schwankt zwischen Ärger über die dummen Streiche, harter Bestrafung und heimlicher Freude über seinen aufgeweckten Sohn, von dem er sich noch viel verspricht. – Von Kindesbeinen an also treibt KRISTEJON DULLROMES Schabernack mit allen Leuten. Der Lehrer, der allein auf KRISTEJON fünf Dutzend Stöcke zerschlägt, ist schließlich heilfroh, als dieser aus der Schule entlassen wird. Zu diesem Zeitpunkt ist der Vater bereits tot. KRISTEJON kommt bei einem großen Schuhmacher in die Lehre und wird vom Meister ob seiner Geschicklichkeit vor allen Gesellen gelobt. Wegen seiner Streiche muß er aber gleichwohl die Schuhmacherwerkstatt schon bald verlassen. Er findet neue Anstellung bei einem Glaser und Anstreicher, wo er sich u.a. als kunstfertiger Maler – selbstverständlich wieder mit Schalk im Nacken<sup>49</sup> – betätigt. Er kann seine unentwegten Streiche

---

<sup>48</sup> *Närsk Tuig! Iut dem Noelote van Kristejon Dullromes*. Plattduitske Schnäcke un Streiche iut em Patterbürnken. I. Liawensgeschichte van Kristejon Dullromes. II. Ollerhand Maus. 2. Auflage. Werl: Stein'sche Buchhandlung, S. 3-11. [Standort: Stadtbibliothek Dortmund; die Erstauflage wird in älteren Standardbibliographien mit „1878“ angegeben.] – Vom gleichen Verfasser, der aber wohl kaum „Kristejon Dullromes“ heißt, stammt noch das – m.W. nicht greifbare – Werk „De Petroleum-Quelle un de Wedde. Werl 1879“ (vgl. *Bürger*, P.: *Im reypen Koren*. Eslohe 2010, S. 153f).

<sup>49</sup> Ein zugezogener Schneider bestellt für die Neueröffnung seiner Wirtschaft ein Schild mit stolzem Roß. Kristejon malt auf das Aushängeschild aber eine Ziege und darüber – mit vergänglichen Wasserfarben – einen prächtigen weißen Schimmel. Beim ersten Gewitterregen kommt dann das „wahre Bildnis“ zum Vorschein.

# Närsk Quig!

Int dem Noelote

van

Kristejon Dullromes.



Plattduitske Schnücke un Streiche int  
em Patterbüürusken.

- I. Liewensgeschichte van Kristejon Dullromes.  
II. Ollerhand Maus.

Zweite Auflage.

Werl.

Verlag der A. Stein'schen Buchhandlung.

nicht lassen, gilt deshalb allerwegen als berüchtigt und macht „vielen Luien wat te schaffen“. Am Ende will kein Handwerksmeister mehr mit KRISTEJON etwas zu tun haben, so daß er nach Amerika ausreisen muß. Damit endet die neunseitige plattdeutsche Lebensskizze.

Einige Parallelen zu „Hiärmen Slaumayers Liäwensläüp“ sind offenkundig, ebenso deutlich treten jedoch die Unterschiede hervor. Der Paderborner KRISTEJON ist wohl in jeder Hinsicht ein aufgeweckter Junge und durchaus geschickt, während HIÄRMEN SLAUMAYER uns nachdrücklich als dumm und unbeholfen geschildert wird. Schon vor der Schulzeit ist KRISTEJON DULLROMES bei Unternehmungen mit anderen umtriebigen Jungen der „Hahn im Korb“, während uns der junge HIÄRMEN S. ausschließlich als unbeliebter Einzelgänger begegnet. Mit Frauen hat der Paderborner Schalk – ganz im Gegensatz zu SLAUMAYERS HIÄRMEN – keine Probleme; er bündelt – „in de twintiger Johre“ gekommen – gleich mit sieben Mädchen auf einmal an (also auch hier gibt es eine geringe Bindungsneigung). Die Paderborner Lebensgeschichte bietet Eulenspiegeleien eines Taugenichts, aber es fehlt der ausgearbeitete Lebenslauf. In Ostenkötters Büchlein gibt es Wanderzeit, Militärdienst, Krieg, Fabrikantstellung, Familiengründung etc. Die kürzere Geschichte aus Paderborn endet dagegen abrupt mit dem Hinweis auf eine Art Flucht nach Übersee.



Natürlich erinnert man sich bei beiden plattdeutschen Texten an die mittelalterliche Gestalt des Till Eulenspiegel bzw. Dyl Ulenspiegel, die bei Ostenkötter ja auch ausdrücklich im Titel genannt wird. Die ältesten erhaltenen Teile des Braunschweiger Ulenspiegel-Buches stammen etwa aus dem Jahr 1510/11. Die vollständige Ausgabe von 1515

wird nicht selten einfach als mittelniederdeutsches Werk bezeichnet, was man beim Lesen des – streckenweise sehr hochdeutschen – Textes aber so nicht bestätigt findet. Dem Buch zufolge soll Dyl Ulenspiegel zwischen 1300 und 1350 wirklich gelebt haben. Der Verfasser greift wohl auf ältere Überlieferungen zurück, die er im Sinne der eigenen Intentionen in sein literarisches Kunstwerk einfließen läßt.

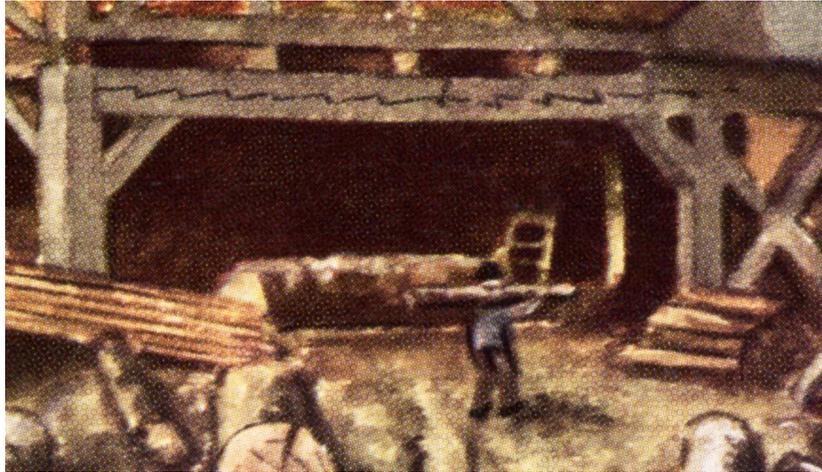
Nun sind die Anspielungen auf den weltberühmten Dyl Ulenspiegel in „Hiärmen Slaumayers Liäwensläup“ kaum zu überlesen. Auch der Braunschweiger Schalk ist ein Bauernsohn, über dessen Streiche die Nachbarn schon im 3. Lebensjahr Klage führen. Sein Vater stirbt früh. „Die Mutter blieb bei dem Sohn in ihrem Dorf, und sie verzehrten, was sie hatten. So wurde die Mutter arm. Eulenspiegel wollte kein Handwerk lernen und war doch schon 16 Jahre alt.“<sup>50</sup> Es herrscht also Brotmangel im Haus, aber der Sohnmann ist ein Taugenichts. Es folgen Wanderjahre und stets nur kurzfristige Dienstverhältnisse. Wie bei HIÄRMEN SLAUMAYER gibt es z.B. eine lieblose Einstellung zu alten Leuten, die als nutzlos gelten, Respektlosigkeit gegenüber Autoritätspersonen, Rachegeleüste ob einer als feindselig erlebten Umwelt sowie eine Abneigung wider fromme Übungen und Pfaffen.

Doch auch in diesem Fall überwiegen wieder die Unterschiede. Eulenspiegel rührt – offensichtlich anal fixiert – bei allen möglichen Gelegenheiten gerne im Kot herum, doch HIÄRMEN SLAUMAYER sitzt mit den Seinigen förmlich selbst in der „Scheiße“. Eulenspiegel mag keine Kinder, denn sie stehlen ihm die Schau; für HIÄRMEN sind Kinder die einzigen Menschen, zu denen er Zutrauen fassen kann (s.u.). Mag man HIÄRMEN auch einen gewissen – meist unfreiwilligen – Witz bescheinigen, so kann von Geistesblitz, ausgefeilter List und Überlegenheit gegenüber seiner Umwelt bei ihm doch keine Rede sein. HIÄRMEN ist hilflos, kein gewiefter und selbstbewußter Possenreiter wie Dyl Ulenspiegel. Auch seine Geschichte kann durchaus als ein Spiegel<sup>51</sup> für die „Anderen“ – für die „ordentlichen Leute“ und Autoritäten – dienen, doch dafür muß man den „Liäwensläup“ wohl anders lesen als es sein Verfasser uns nahelegen möchte.

---

<sup>50</sup> *Herman Bote. Ein kurzweiliges Buch von Till Eulenspiegel aus dem Lande Braunschweig.* Bearb. Siegfried H. Sichtermann. Frankfurt 1978, S. 32. [Diese Ausgabe gibt freilich nicht den aktuellen Stand der Eulenspiegelforschung wieder.]

<sup>51</sup> In Wikipedia.org ist zu lesen: „Schließlich wird Till Eulenspiegel auch der Ausspruch >ich bin ulen spegel< zugeschrieben, was so viel bedeutet wie >Ich bin euer Spiegel<, also >Ich halte euch den Spiegel vor<.“ (Abruf am 10.10.2010)



## 5. Biographie eines Soziopathen?

*„Imme eusten Johre wo Hiärmen op der Welt was,  
genk et met me, denn hai slaip den ganzen Dag;  
wennigstens harr’ hai de Aeugen liuter tau.“*

[S. 3]

Von Anfang an begegnen uns im Lebenslauf von HIÄRMEN SLAUMAYER Auffälligkeiten und Verhaltensweisen, die – im Sinne der Neopsychoanalyse – auf einen ausgeprägten schizoiden Persönlichkeitstypus<sup>52</sup> schließen lassen, dessen Hauptproblematik zunächst in der schwierigen *Kontaktaufnahme zur Mitwelt* liegt. Der „schizoide Mensch“ hat Angst vor menschlicher Nähe und Bindung und bevorzugt es, allein auszukommen. Er will auch niemandem verpflichtet sein. Beim Umgang mit anderen zeichnet er sich durch erhebliche Erfahrungsdefizite (z.B. bezogen auf die Einschätzung des Gegenübers bzw. die Einfühlung in seine Mitmenschen) aus. Auch daraus folgt, daß sein Welterleben zunehmend von Mißtrauen – bis hin zu Bedrohungsgefühlen und Verfolgungswahn – geprägt ist. Er wirkt gefühllos und zynisch. Wir treffen bei ihm u.U. sogar auf Haßgefühle, Sadismus, die Lust am Zerstören und auf eine große Rücksichtslosigkeit – gepaart mit mangelndem Schuldgefühl. Der männliche „Schizoide“ kann „einen ausgesprochenen Frauenhaß mit Racheimpulsen“ entwickeln, da er „das Weibliche als unvertraut und bedrohlich erlebt“. Ag-

---

<sup>52</sup> Vgl. für die hier folgende kurze Beschreibung des „schizoiden Typus“, die notgedrungen plakativ – und diskriminierend – ausfällt, sowie für die Zitate: *Riemann, Fritz: Grundformen der Angst. Eine tiefenpsychologische Studie. München, Basel 1984, S. 20-58.*

gression scheint für ihn bei der Angstbewältigung, Anspannungsentladung oder Kontaktaufnahme eine große Rolle zu spielen. Im Gegenzug kann es aber auch zu einem „Zurücknehmen von der Welt“ in Form des *Totstellreflexes* kommen. Vielen Menschen mit einer „schizoiden Weltbefindlichkeit“ stehen geistige – intellektuelle – Kompensationsmöglichkeiten zur Verfügung (was wir jedoch im Fall von HIÄRMEN SLAUMAYER eindeutig ausschließen können).

Beim Lesen des „Liäwensläupes“ wird nachvollziehbar, daß es sich bei unserem Ansatz einer „schizoiden Persönlichkeitsdiagnose“ keineswegs um eine willkürliche Spekulation handelt. Gleich zweimal wird im Buch betont, daß es bei HIÄRMENS Geburt unglaublich *kalt* ist [S. 3, 35]. Sollten wir das wirklich nur auf das Barometer beziehen? Der Vater tanzt freilich vor Freude um's Haus, doch der Erzähler traut ihm im gleichen Atemzug zu, daß er den „jungen Sohn“ sogleich an die Wand klatschen würde, wüßte er nur um dessen zukünftige Entwicklung (im Nachhinein verweist das Geburtsdatum auf einen „schlechten Fastnachtsscherz“). Im ersten Jahr bietet die Wiege ein trauriges Bild: Der Säugling hat seine Augen immer geschlossen, die entscheidende frühe Kontaktaufnahme zur Welt bleibt also aus [S. 3].

Die frühesten Betätigungen des zweijährigen HIÄRMEN in Haushalt und Nachbarschaft weisen am ehesten auf ein hypermotorisches Kleinkind hin [S. 4]. Fritz Riemann vermutet bei manchen schizoiden Persönlichkeitsentwicklungen eine „besonders intensive motorisch-expansive, aggressiv-triebhafter Anlage“ im Verein mit einer geringen Bindungsneigung, wodurch man „von früh an leichter als lästig oder störend empfunden“ werde: „*Dann macht man immer wieder die Erfahrung, daß man abgewiesen, zurechtgewiesen, in seiner Eigenart nicht bejaht und angenommen wird, und entwickelt daran das mißtrauische Sichzurücknehmen*“<sup>53</sup>. HIÄRMEN selbst erlebt seine Eltern später nur als schimpfend [S. 10], während andere Menschen überhaupt nicht mit ihm sprechen (was ihm allerdings, wie es scheint, durchaus gelegen kommt).

Beim Aufzählen der Sinne im Schulunterricht vergißt HIÄRMEN den Geruchssinn, also ausgerechnet jenes Vermögen, mit dem die Menschen sich einander „riechen können“ [S. 8].<sup>54</sup> Er wundert sich später

<sup>53</sup> Ebenda, S. 35.

<sup>54</sup> Wieder taucht das Stichwort „Kälte“ auf. Der Lehrer fragt Hiärmen nämlich, was er denn mit seiner Nase mache. „Ick saggte: rotzen, denn ick härr' myi verkaihet. Ower do hewwe ick saihen, wat dai annern Blagen schadenfräuh sind: wo se iäwen horen, dat ick en Sniuwen

darüber, „dat, je wödder me in de Welt kümmet, diäste grüöwer de Luie wören“ [S. 18]. Je weiter man also in die Außenwelt vordringt, desto bedrohlicher wird es. Das ist eindeutig eine Chiffre für schizoide Welterleben. Die anderen, so phantasiert HIÄRMEN, würden ihn wohl am liebsten tot sehen: „Do dachte ick, de Luie härren gewiß Spaß der anne, wenn ick verdrünke“ [S. 16]. Und auch den oben schon erwähnten Totstellreflex finden wir. HIÄRMEN will nicht zurück zu seinem Lehrherrn. Als der Schuhmachermeister ins Elternhaus kommt, legt er sich hin und „deh, ärr’ wenn hai däut wiäsen wör“ [S. 17].

Geradezu schulbuchmäßig treten schizoide Züge beim Versuch einer Eheschließung zutage. HIÄRMEN hält Heiraten für überflüssig und lästig. Er hat auch keinen blassen Schimmer, wie man um ein Mädchen wirbt: „Nai Mömme, dann well ick doch laiwer kaine Frau hewwen, denn ick weut myi do nit tau te stellen“ [S. 30]. Beim ersten – allzu unbefangenen – Anlauf hält er sich sklavisch an die auswendig gelernen Ratschläge der Mutter und scheitert bitterlich. Danach hält er das „Friggen“ für eine lebensgefährliche Angelegenheit. HIÄRMEN schwankt zwischen realitätsabgehobener *Selbstüberschätzung* (er hält um die Hand der reichen Schulzentochter an) und einem abgrundtiefen *Minderwertigkeitsgefühl* (er glaubt, seine arme Verlobte NÄTTE würde ihn wegen der Kriegsverletzung am Fuß ablehnen). Die Angst vor Frauen und vor Bindung ist sehr ausgeprägt. Ein halbes Jahr vergeht, bevor er seine Verlobte – in Begleitung der Mutter – das erste Mal aufsucht. Eben noch hatte er Angst, von ihr geschlagen zu werden; doch schon wenig später schubst er sie die Treppe herunter. Beim Aufsuchen der Pastorat ist HIÄRMEN augenblicklich geneigt, die geplante Hochzeit wieder platzen zu lassen.




---

harr’, do fengen sai alle harre an te lachen un de Magister lachere äuk met.“ [S. 8] Der Bereich des Zwischenmenschlichen ist „erkältet“!

Die Reizbarkeit, die Lust am Zerstören, die Gefühlskälte und die Gewalttätigkeit HIÄRMENS lassen insgesamt von früher Jugend an das Bild eines Soziopathen<sup>55</sup> entstehen. Der erst dreijährige Junge bringt um ein Haar sein soeben geborenes Brüderchen um. Die Tiere der Nachbarschaft müssen offenbar seine Quälereien befürchten. Das Eis auf dem Teich wird von ihm einzig und allein deshalb eingeschlagen, damit die anderen Kinder sich nicht am Schlittschuhlaufen erfreuen können (oder ins eisige Wasser einsinken). Als der Vater stirbt, will der etwa Sechszehnjährige nicht einmal seinen Schlaf unterbrechen zum Abschiednehmen und lügt dann noch den Vater auf dem Sterbebett an. Im Gegensatz zu Mutter und Bruder weint er keine einzige Träne; am Beerdigungstag muß er sogar unwillkürlich lachen und freut sich, den Vater los geworden zu sein. Viel später wird er die spärliche Möbelausstattung im Haus zum Verprügeln von Mutter und Ehefrau benutzen (hier begegnet uns ein „schizoider Frauenhaß“).<sup>56</sup> Der eigenen Mutter und der Gattin gibt er zu verstehen, daß sie ihm lästig sind. Zumindest eine von ihnen soll einfach gehen, am besten sterben (S. 37: „eune möchte in feuertaih Dagen ophören“).

---

<sup>55</sup> Im Artikel „Soziopathie“ der Internetenzyklopädie Wikipedia.org (Abruf 10.10.2010) heißt es: „Die heutige Bedeutung des Begriffes *Soziopath* bezieht sich auf Personen, die nicht beziehungsweise nur eingeschränkt fähig sind, Mitgefühl zu empfinden, sich nur schwer in andere hineinversetzen können und die Folgen ihres Handelns nicht abwägen können. [...] Typische Merkmale sind: [...] Unfähigkeit zur Verantwortungsübernahme, gleichzeitig eine klare Ablehnung und Missachtung sämtlicher sozialer Normen, Regeln und Verpflichtungen; Unfähigkeit, längerfristige Beziehungen aufrechtzuerhalten [...]; Geringe Frustrationstoleranz, Neigung zu aggressivem und gewalttätigem Verhalten; Fehlendes Schuldbewußtsein; Unfähigkeit, aus Erfahrungen zu lernen. Ein weiteres Merkmal für diese Erkrankung kann eine anhaltende Reizbarkeit sein.“

<sup>56</sup> Das Thema „prügelnde Ehemänner“ ist in der plattdeutschen Überlieferung Südwestfalens bekannt. Vgl. z.B. *Bürger*, P.: Aanewenge. Eslohe 2006, S. 637-639; ebenso die folgende Mitteilung aus dem Jahr 1848 für Schwelm: „Es war einst Brauch, daß Männern, die ihre Frauen mißhandelten, von der Ortsjugend eine Katzenmusik gebracht wurde [...]: (Hans) hiät sin wif geslagen, / dat weffi dem richter klagen. / (Hans) hiät de schult, / (Graite) hiät gedult.“ (*Woeste*, Johann Friedrich Leopold: Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark. Neuaufgabe. Iserlohn 2007, S. 74f.)



## 6. Ungereimtheiten im „Familienroman“

*„Et was en wohr Glück füör dai ollen Luie, dat se Hiärmen niu wenigstens säu wyit härren, dat hai den Vaaren laien kann. [...] Aechter den Köggen hiär läupen, dat mochte Hiärmen natürlich alleune dauen; de Vaar was men dotau do, dat Hiärmen Tyitverdriw harre.“ [S. 6]*

ÜBER HIÄRMENS SECHSTES LEBENSJAHR

Brave und arbeitssame Leute, so scheint es, bekommen einen mißbratenen Sohn, und wir können uns einfach nicht erklären, wie das passieren konnte. Wir müssen schon sehr aufmerksam lesen, um die Ungereimtheiten im familiären Werdegang nicht zu übersehen. Beide Eltern sind schon „olle Luie“ [S. 6]. Als HIÄRMEN etwa zwei Jahre alt ist, geht die so lange kinderlose Mutter im vorgerückten Alter in ihre zweite Schwangerschaft. Sie ist offenbar bereits mit der kleinbäuerlichen Arbeit, der Versorgung von zwei Kühen und zwei Schweinen, völlig überlastet. Deshalb soll der erst dreijährige – durch Hypermotrik auffällige – HIÄRMEN Verantwortung übernehmen und nach der zweiten Geburt sein Brüderchen wiegen. Wie soll das ohne Katastrophe angehen? Wird hier vielleicht ein „Problemkind“ zu früh sich selbst überlassen und obendrein überfordert?<sup>57</sup>

<sup>57</sup> Vgl. Riemann: Grundformen der Angst 1984, S. 41: „Mangel an altersgemäßer Geborgenheit in der frühesten Kindheit ist also gleichsam die Kurzformel für die Entwicklung schizoide Persönlichkeitsstrukturen“. Zu Hütekindern vgl. Bürger, Anewenge 2006, S. 287-334.

HIÄRMEN ist noch nicht schulpflichtig, da wird der Vater krank und erblindet. Der gerade erst sechs Jahre alte Junge wird nun zum ständigen Begleiter und Blindenführer des alten Vaters. Wir empören uns darüber, daß HIÄRMEN dem Vater einen „Pannekauen“ wegißt, daß er den Vater absichtlich vor einen Baum rennen läßt und daß er später als Sechszehnjähriger gar Erleichterung über den Tod des Vaters empfindet. Doch denken wir auch an das Kind, das – ganz im Widerspruch zu seiner individuellen Persönlichkeitsstruktur – wiederum viel zu früh in die Verantwortung genommen worden ist?



Wir tun gut daran, die Ungereimtheiten, Widersprüche und Doppelgesichtigkeiten im Bild der Eltern nicht zu übergehen. Da ist zunächst der Vater, ein braver und gottesfürchtiger Mann, der in gesunden Tagen gerne gearbeitet hat. Doch welchem Beruf ist er nun eigentlich nachgegangen? Davon steht nirgendwo etwas. Wir wissen nur, daß schon mindestens drei Jahre *vor* seiner Erkrankung die schwangere Ehefrau die gesamte Viehwirtschaft betrieben hat. Gewiß, er schimpft, als der zweijährige HIÄRMEN alle losen Gegenstände der Nachbarn in den Brunnen wirft. Doch des Nachts fördert er den ganzen Hausrat *heimlich* nach oben, um ein paar Taler damit zu „verdienen“ (wird er später – nach seiner Erblindung – wirklich nichts davon merken, daß HIÄRMEN die Tiere beim gemeinsamen Küehüten in den Roggen fremder Leute hineintreibt?). Gibt es in dieser Familie ein „Brunnengeheimnis“, aus dem der Vater sogar noch etwas herausschlagen kann? – Ganz zu Anfang hatten wir den Vater am Tag der Geburt *draußen* in der Kälte herumtanzen sehen; später erfahren wir noch einmal, daß er es „imme Hiuse nit lange iuthollen“ kann [S. 6]. Ist die Ehe der Eltern vielleicht doch nicht so ganz harmonisch?

Wenn der kleine HIÄRMEN dem Vater klagt, er würde von anderen Kindern geschlagen, bekommt er vom Vater nur zu hören: „Diu söllest ock byi diän ollen Pöösten denne blyiwen, do lährst diu doch men Unducht van.“ Eine realistische Wahrnehmung des eigenen Sohnes ist dem Vater offenkundig nicht möglich. HIÄRMEN kann im letzten Schuljahr drei und drei ohne Hilfe der Finger zusammenzählen und hat eine ganz unleserliche Schrift, wie man sie sonst von Advokaten kennt. Das genügt, um dem Vater ein Bild seiner gefährlich großen Gelehrsamkeit zu vermitteln. Auf dem Sterbebett wird HIÄRMEN, dessen Schulabschluß bevorsteht, dann gar *moralisch* auf die Versorgung von Mutter und Bruder – also auf die Nachfolge des Vaters – verpflichtet.<sup>58</sup> Wir müssen uns bei alledem fragen, ob die Blindheit des Vaters sich nicht vorallem auf blinde Flecken im „Familienroman“ und auf ein Unvermögen im Wahrnehmen der nahen zwischenmenschlichen Realitäten bezieht.



Die Mutter verteidigt ihren zweijährigen HIÄRMEN gegenüber den Nachbarn: „Use Hiärmeken dait kainer Flaige wot te leue“ [S. 4]. Doch erfahren wir sonst etwas wirklich Liebvollens von ihr, solange der Sohn noch klein ist? Genau besehen nicht. Bei der Geburt ist nur von einer Freude des Vaters die Rede. Der kleine HIÄRMEN fühlt sich genötigt, schon angesichts eines Loches im Strumpf die Mutter anzulügen. Als ein *großer* Junge den noch nicht eingeschulten HIÄRMEN mit einem Stein am Kopf blutig verwundet, erzählt dieser der Mutter aus Angst vor Schlägen [!], er habe sich selbst gebissen [S. 5]. Die Mömme will oder kann ihrem Sohn, der doch offenkundig ein Problem im Umgang mit anderen Kindern hat, hier keine Hilfestellung geben. Ermutigung gibt es aber auch sonst nicht. Während der Schulzeit

<sup>58</sup> S. 11: Der Vater auf dem Sterbebett unter Verweis auf sein eigenes Vorbild: „dann briukest diu – dyi später ock – kaine Vorwürfe – te maken!“ – Wir sollten aber (wie Hiärmens!) mitbedenken, daß der Vater ja schon lange nicht mehr zum Familienunterhalt beitragen konnte.

heißt es nur: „Dummer Junge“ [S. 8] oder „Diu olle Sock vamme Jungen“ [S. 9]. Vor der Wanderschaft sagt die Mutter: „Kind, ick gloiwe nit, dat diu in der Frümde ferrig wärst“ [S. 18]. Vor dem Weggang zum Militär hört HIÄRMEN: „Biu sall et dyi byi den Saldoten gohn! [...] Och Junge, wenn diu nit säu dumm wörst, dann wör myi nit half säu bange!“ [S. 24] In der Tat, HIÄRMEN, der fünf einzelne Pfennige für einen größeren Reichtum erachtet als ein einzelnes Fünfgroschenstück, ist wohl kaum welttauglich.

Zumindest nach dem Tod des Vaters sehen wir die Mutter doch hochbesorgt und sogar überfürsorglich. Sie wählt für den Sohneemann die Lehrstelle aus, aber hat sie dabei auch wirklich gut gewählt? Sie schickt den „lieben“, völlig unbeholfenen Jungen – es ist schon *hart*, doch es muß nun einmal sein – auf Wanderschaft [S. 17]. Ob das gutgeht? Die Mutter glaubt es nicht (s.o.), doch sie ist bei aller Sorge offensichtlich froh, „dat sai ne do denne kreug, te friäten“ [S. 18]. Sie schickt hernach den Rekruten mit ganzen Bansen Pfannkuchen (allerdings diesmal auch mit vielen Abschiedstränen) zu den Soldaten und verteidigt<sup>59</sup> ihn sogar noch in der Kaserne. Doch tut sie ihrem Sohn damit beim Eintritt in eine reine Männerwelt wirklich einen Gefallen? Sie ermutigt den völlig unerfahrenen und kontaktunfähigen Zögling zum „Friggen“, denn das sei keine schwere Angelegenheit. Schließlich sucht sie für ihn sogar die Braut aus (und zwar ein Mädchen, das ihr anfangs selbst gar nicht gefällt). Doch wie uneigennützig sind ihre Heiratspläne für den Sohn? Ist es wirklich eine gute Idee, HIÄRMEN, der sich selbst nicht zum Heiraten berufen fühlt, in eine Ehe hineinzudrängen?

HIÄRMEN ist in jeder Hinsicht abhängig von seiner Mömme. Als Flegel aber kommandiert er sie, und nach der Rückkehr vom Militär mißhandelt er sie sogar. Bei der schlußendlichen Verstoßung der alt gewordenen Mutter denken wir vielleicht: „Undank ist der Welten Lohn!“ Doch wie gut kennen wir die unterschiedlichen Gesichter der Mutter? Wie viel haben wir verstanden von dieser Mutter-Sohn-Beziehung? War es zur Rettung von HIÄRMENS Ehe nicht vielleicht sogar notwendig, daß die Mutter das Haus verließ?

Nun gibt es da noch den jüngeren Bruder CHRISTEJON. Ihm werden wir im 9. Abschnitt einige Aufmerksamkeit widmen.

---

<sup>59</sup> Von einer wider die Außenwelt schützenden Verteidigung Hiärmens durch die Mutter ist sonst nur im Alter von zwei Jahren die Rede.



### 7. Gegen den Strich gelesen: Wer sind Hiärmens Verfolger?

*„Hai fenk an te läupen, un dat was en Geschäft,  
dat harr’ hai van Jugend an driewen,  
denn as Blage un ock später kam et nit selten vüör,  
dat se ächter iähme wören.“ [S. 21]*

*„...do dachte ick, de Luie härren gewiß  
Spaß der anne, wenn ick verdrünke“. [S. 16]*  
HIÄRMEN ÜBER DIE „LEUTE“

Das Weglaufen vor den anderen Menschen hat HIÄRMEN von Kindheit an gelernt. Wer sind, so müssen wir beim Lesen der Geschichte fragen, seine Verfolger? Was sind das für Nachbarn, die wegen der lästigen Besuche eines *Zweijährigen* sogleich ein großes Theater veranstalten? Welcher große Junge wirft einem frechen Kleinkind einen Stein an den Kopf? Welcher Jäger verdrischt einen Sechsjährigen windelweich, der ihn ganz harmlos an der Nase herumgeführt hat?

Der Lehrer weiß schon von HIÄRMENS Nichtsnutzigkeit, bevor dieser überhaupt zum ersten Mal zur Klassentür hereingekommen ist. Ja, das ist nicht schön, wenn HIÄRMEN sich vor der Klasse – offenbar um Anerkennung bei den anderen ringend – über ihn lustig macht.<sup>60</sup> Über alle Materialzerstörungen bis zur Schulentlassung wird genauestens Buch geführt. Der Lehrer ist keineswegs besorgt, sondern froh, wenn

<sup>60</sup> Hiärmens Ausruf „Suih, de Magister hiät sick wyier nit kaimet [gekämmt]“ [S. 9] ist wohl als Spiegelung eines entsprechenden Tadels seitens des Lehrers zu deuten.

dieser Schüler sich den ganzen Winter über nicht blicken läßt. „Ein Gott in drei Personen“, so steht es im Katechismus. HIÄRMEN, der gerade bis drei zählen kann, will die suggestive Frage, wie viele Götter es denn im Ganzen gibt, beantworten – und natürlich rechnet er damit, daß es mehrere Götter sein müssen (seine Lösung lautet „drei“, und der Magister nimmt den Stock). Wenn er unpassende Antworten zum Besten gibt, dürfen die anderen Kinder schadenfroh lachen, und auch der Magister freut sich. (HIÄRMEN selbst bekommt dabei gar nicht mit, daß er etwas Falsches gesagt hat, und glaubt stattdessen, die mißgünstige Umwelt freue sich einfach darüber, daß er erkältet ist!) Die Schulentlassung gehört zu den wenigen Anlässen, bei denen sich HIÄRMEN freut [S. 12], und darüber wird sich wohl keiner wundern. – Später werden wir noch auf andere „Respektspersonen“ zu sprechen kommen, nämlich die militärischen Vorgesetzten und den Pastor (vgl. die Abschnitte 8. *Soldatenleben und Krieg* und 11. *Nur eine lustige Eulenspiegelerei?*).

Vom ersten Lehrmeister heißt es großspurig, er behandle seine Lehrlinge so (liebepoll?), als wenn es die eigenen Kinder wären. „Ower Hiärmen deh et eunmol nit ohne Sliäge, denn de Knairaime henk bolle den ganzen Dag op syime Rügge.“ [S. 12] Warum wohl will HIÄRMEN schließlich nicht mehr in diese Schuhmacherwerkstatt zurück und stellt sich zu diesem Zweck sogar tot? Wie fürsorglich ist ein Meister, der einen Lehrling aus sozial schlecht gestellten Familienverhältnissen so leicht kapitulieren läßt?

HIÄRMEN bringt beim Schuhflicken auf einem Bauernhof den dort ebenfalls tätigen Dachdecker um das wohlverdiente Mittagessen [S. 13-15]. Doch zeigt uns die nachfolgende Rache dieses Dachdeckers nicht den eigentlichen Grund dafür, warum HIÄRMEN nicht „met diäm ollen Sträuhkähle an eume Diske iäten“ will? Der Dachdeckermeister, so könnte man zwischen den Zeilen lesen, sieht ihn offenkundig wirklich für einen Geisteskranken an und erzählt auch bereitwillig den Leuten, daß HIÄRMEN einen „Dachschaten“<sup>61</sup> habe. Überdies erfahren wir beiläufig, wie sich der Mann im Vergleich zu bloßen Handwerksburschen in der Tat für etwas Besseres hält.

---

<sup>61</sup> An anderer Stelle der Erzähler: „In Hiärmen syime Koppe mochte et ungefähr säu iutsaihen ärr’ Maidag op me Biuernbalken.“ [S. 10]

Bei anderer Gelegenheit meint HIÄRMEN, ein Vetter habe einfach vergessen, ihn zur Hochzeit einzuladen, und sucht den Verwandten deshalb ganz arglos auf [S. 13]. Doch der Vetter teilt ihm mit, er sei ganz bewußt nicht eingeladen worden, und HIÄRMEN geht ohne langes Lamento wieder nach Hause (bei seiner eigenen Hochzeit bleiben dann später alle geladenen Gäste aus).

Gelobt wird vom Erzähler nach Eintritt der Wanderschaft ein Handwerksmeister, der HIÄRMEN am ersten Abend vorsorglich erst einmal nur eine Zehntelration zum Abendessen vorsetzt. Als HIÄRMEN auf seinem Weg einen Polizisten sieht, fängt er an zu rennen, obwohl zuvor von einem Gesetzesverstoß gar nicht die Rede war [S. 21]. Selbst für das Schlafen im Stroh wird dem Wandergesellen Geld abgeknüpft. Wenn er freilich Taler in der offenen Hand hält, tischt der Wirt auf – so viel es eben geht, um an den kleinen Reichtum heranzukommen. Im Eisenbahnzug erweist sich HIÄRMEN gewiß als ein schwieriger Fahrgast, aber sollte es für einen halbwegs aufgeweckten Schaffner nicht sofort offenkundig sein, daß hier ein armer „Slaumayer“ sitzt, der noch nie mit der Bahn gefahren ist?

Als die reiche und ach so kultivierte Schulzentochter von HIÄRMEN – dem Proletarier mit schlichtem Gemüt – einen Heiratsantrag bekommt, läßt sie ihn von den Knechten brutal in den Dreck schmeißen.

Müssen wir schließlich nicht auch den Erzähler<sup>62</sup> der ganzen Geschichte zu HIÄRMENS Verfolgern rechnen? Er tut ganz unschuldig, will nie etwas gesagt und nichts beschworen haben. Aber dennoch sät er den Verdacht, HIÄRMEN könne schon im Kindesalter einen vermeintlich durch Blitzeinschlag verursachten Hausbrand in der Burgstraße zu verantworten haben. Überall tut er so, als sei er als Augenzeuge dabei gewesen, sodaß er selbst die Läuse auf HIÄRMENS Pelz detailliert beschreiben kann. HIÄRMEN ist für ihn ein verhinderter Handwerker ohne jegliche Fertigkeit<sup>63</sup>, ein falscher Kriegsheld, ein prahlsüchtiger Alkoholiker, ein fauler Fabrikarbeiter und so weiter und so fort. Kein Wunder, schon in der Wiege hat HIÄRMEN – so

---

<sup>62</sup> Da wir die Geschichte aber auch als Bild des Milieuwandels in einem aufstrebenden sauerländischen Industriestädtchen zu lesen versuchen, wüßten wir natürlich gerne, welchen sozialen Standort der Autor des Buches selbst einnimmt.

<sup>63</sup> Vgl. seine Einleitung im 6. Buchkapitel (immerhin hatte der Meister seinerzeit den Hiärmen zu selbständigen Reparatüreinsätzen nach auswärts geschickt).

glaubt der Erzähler – sich als Säugling mit geschlossenen Augen alle Bosheiten ausgedacht, die er einmal in seinem Leben vollbringen würde. Doch kann man all die Schandtaten so trefflich und genüßlich schildern, wenn man nicht insgeheim auch selbst viel Freude dabei verspürt? Geht es hier nicht auch um *stellvertretende* Tabubrüche und Respektlosigkeiten? Von der bösen Verdächtigung auf der letzten Buchseite wollen wir vorerst noch schweigen.



Durchgehend sind HIÄRMENS Erfahrungen mit den Mitmenschen außerhalb des Elternhauses nur negativer Art. Es gibt zwei Ausnahmen. Seine Braut NÄTTE, die sich als Mutter eines unehelichen Kindes wohl auch nicht ganz uneigennützig auf eine Heirat mit HIÄRMEN eingelassen hat, beweist Standvermögen und versucht, ihm ihr eigenes Anrecht auf einen Platz im Leben zu vermitteln.<sup>64</sup> Obwohl er sie wieder nach Hause schicken will, Kostgeld für die erste Zeit der Ehe verlangt, mit einer Axt droht und sie oft mißhandelt hat, bleibt NÄTTE bei HIÄRMEN bis zu ihrer tödlichen Erkrankung. Bei ihrem Tod sind es

---

<sup>64</sup> Nätte „sagte, wo hai Mann woren wör, wör sai Frau woren, un sai härr’ säu viel te seggen ärr’ hai.“ [S. 38]

dann mindestens acht Kinder, die sie dem Ehemann hinterläßt. Wie hat diese Frau es geschafft, mit einem so schwierigen Menschen sich all die Jahre zu arrangieren?

Die andere Ausnahme betrifft den Umgang des heranwachsenden und erwachsenen HIÄRMEN mit Kindern. Schon als Lehrling bleibt er auf einem Besorgungsgang für die Frau Meisterin beim Kugelspiel mit den Kindern auf dem Schulhof hängen [S. 13]. Anläßlich der Geburt seiner eigenen Zwillinge heißt es dann noch einmal ausdrücklich: „Me sog [sah] iähme säu vaken op me Schaulhuowe met den Blagen küegeln oder Bälleken slohn, oder wat sai süs dehn; niu harr' hai doch wenigstens Huopnunge, in der Folge met syinen eugenen spielen te können.“ [S. 37] Offenkundig findet HIÄRMEN, der mit anderen Erwachsenen einfach nicht klarkommt, bei Kindern Zutrauen und vorurteilslose Annahme. Hier, im Spiel mit den Kindern, verliert er seine Angst vor den Menschen. Obwohl der Erzähler schildert, wie HIÄRMEN auch später als Witwer am liebsten das Wirtshaus aufsucht und seine stattliche Kinderschar förmlich im Mist liegen läßt, wird doch von einem Kindestod bis zum Schluß nichts berichtet.<sup>65</sup> So völlig gleichgültig und nachlässig kann der alleinsorgende Vater also kaum sein.

\*

Bezeichnend ist ein Traum, den HIÄRMEN seinem Meister schon als Lehrling erzählt hat: *Ich fiel in einen Topf mit Teer und Ihr in einen Topf voll Honig.* [S. 13] Er selbst ist eingeteert mit Pech und damit förmlich von der Mitwelt isoliert, während die anderen in süßem Wohlbehagen baden. Doch wenn man sich dann begegnet bzw. gegenseitig „ablecken“ muß, dann hört für das Gegenüber eines Pechmannes der Spaß auf ...

---

<sup>65</sup> Der Erzähler macht dafür freilich die Milchziege verantwortlich, an der auch die älteren Kinder des Nachts heimlich saugen. Nebenbei bemerkt: hier kehrt ein Moment der kleinbäuerlichen Selbstversorgung zurück.



The battle of Dybbøl Skanse 1864. Painting by Jørgen Sonne, 1871 (Wikimedia Commons)

## **8. Soldatenleben und Krieg: Ein posttraumatisches Syndrom?**

„*Me hiät jo viele, dai byi den  
Saldoten dät Handwiärk verlehrt*“. [S. 29]

HIÄRMEN SLAUMAYER ist auch als Jugendlicher ohne seine Mömme kaum überlebensfähig in der weiten Welt. Wir finden ihn planlos, ohne jede Idee eines eigenen Lebensentwurfes. Den aufmerksamen Lesern wird es nicht entgangen sein, daß HIÄRMEN nur ein einziges Mal in seinem Leben einen Plan wirklich zielstrebig verfolgt: den Plan nämlich, zum Militär zu gehen [S. 22f]. Auf der Wanderschaft liest der Herbergswirt – zur Kurzweil – aus der Zeitung die Musterungsausschreibung für seinen Jahrgang und beiläufig auch noch den aktuellen Bahnplan vor. Im selbigen Augenblick<sup>66</sup> noch macht sich

---

<sup>66</sup> Allerdings berichtet der Erzähler, Hiärmen sei beim Verlesen des ihn betreffenden Rekrutierungsbefehls kreidebleich im Gesicht geworden [S. 22]. Doch dies ist kaum als Angst vor der preußischen Obrigkeit etc. zu deuten. Er faßt ja unmittelbar den Plan, die Reise zur Musterung anzutreten. Daß er dies geheim hält vor den anderen, hat wohl damit zu tun, daß er seine Taler für die unverzügliche Heimreise vollzählig behalten möchte und keiner ihn aufhalten können soll. Seine Angst besteht, wie ich meine, darin, daß er eine wichtige *Chance* verpassen könnte.

HIÄRMEN auf den Weg und findet – trotz seiner sonstigen Unbeholfenheit und mit Hilfe eines bis dato unvertrauten modernen Verkehrsmittels – zeitig den Weg zu diesem so wichtigen Termin (er hat sich alles genau gemerkt). Fritz Riemann attestiert dem schizoiden Persönlichkeitstypus eine „Neigung zu Gruppenbildungen und Massenveranstaltungen, bei denen man sich als zugehörig erleben und doch anonym bleiben kann“<sup>67</sup>. Bei jenen, auf die das Militär eine geradezu magische Anziehungskraft ausübt, sollten wir – so meint Eugen Drewermann – genau hinsehen, woher sie des Weges kommen und welche Wunden man ihnen schon *vor* Eintritt in den Kriegsdienst geschlagen hat.<sup>68</sup> *Zugehörigkeit* ist das Schlüsselwort für HIÄRMEN SLAUMAYER. Endlich irgendwie anerkannt zu sein, das wäre ein Ziel. Aber es muß für ihn eben anders erreicht werden können als durch das Eingehen verbindlicher zwischenmenschlicher Beziehungen im Nahbereich.

Möglicherweise erhofft sich HIÄRMEN vom Eintritt in den militärischen Männerbund unbewußt auch eine Überwindung der Abhängigkeit von seiner Mutter. Er versichert der Mömme ausdrücklich mit Blick auf sein künftiges Soldatenleben: „Biu geuht et annern dann derbyi; mainst diu dann, wat dai könnt, dat könn ick nit!“ [S. 24] Doch was werden die „richtigen Männer“ von einem Rekruten halten, der am Bahnhof mit zwei Körben voll von Mamas Pfannkuchen ankommt? Nach seiner ersten militärischen Züchtigung mit Prügeln bestellt HIÄRMEN die Mömme sogar in die Kaserne nach Hanau, wo diese – couragiert und unter Androhung des Schiedsmanns – gegen die Mißhandlung ihres Sohnes Protest einlegt! Offenkundig ist es im Jahre 1862 bis zu den kleinen Leuten im kölnischen Sauerland noch nicht durchgedrungen, daß beim preußischen Militär andere „Regeln“ gelten als im zivilen Leben.

Mutter Slaumayer bringt gegenüber dem Unteroffizier, der ihren HIÄRMEN geschlagen hat, noch einen anderen Aspekt der Militärzugehörigkeit im Klartext zur Sprache: „Diu olle schröggelige Kärel, diu bist viellichte grade säu fräuh ärr’ use Hiärmen, dat diu hyier wot te

---

<sup>67</sup> Riemann, F.: Grundformen der Angst 1984, S. 40.

<sup>68</sup> Vgl. für die Grundthematik dieses ganzen Abschnittes (Psychogenese von Soldatenkarrieren, Kriegstraumata, Rückkehr der seelisch zerstörten Kriegsteilnehmer etc.) ausführlich – im Kontext der Interpretation von Soldatenmärchen: Drewermann, Eugen: Heimkehrer aus der Hölle. Märchen von Kriegsverletzungen und ihrer Heilung. Ostfildern 2010.

friäten hiäst“. Als Soldat bekommt man etwas zu fressen<sup>69</sup>, und das ist für arme Leute eine verdammt wichtige Sache! Warum sollte sich da der eine Soldat aus kleinen Verhältnissen über den anderen erheben, da sie doch beide gleichermaßen abhängig sind?

Bemerkenswert ist, wie arglos bzw. dreist sich HIÄRMEN innerhalb der militärischen Hierarchie verhält. Offenbar kennt er die Anrede „Sie“ gar nicht. Er versucht es einfach ganz „vertraulich“, und ein Hauptsoldat, der sein Pfannkuchenangebot nicht annimmt und sogar mit einem Arschtritt beantwortet, wird es später noch bereuen sollen. Andererseits nimmt er das joviale Angebot eines Vorgesetzten sofort für bare Münze, obwohl es sich dabei um eine nicht ernst gemeinte Höflichkeitsfloskel handelt. Ganz offen entscheidet sich HIÄRMEN bei dieser Gelegenheit sogar für den eigenen Vorteil – zuungunsten des Vorgesetzten. Er findet es auch ganz normal, einen berittenen Hauptmann zu fragen, ob dieser nicht sein schweres Marschgepäck mit auf sein Pferd nehmen könne. Beim plattdeutschen Autor hat man das Gefühl, daß er HIÄRMENS Tabubrüche im militärischen Kontext mit einer besonderen Freude und Genugtuung schildert. Eine ausgeprägte Sympathie für den preußischen Militarismus ist bei ihm eher nicht anzunehmen.



Deutsch-dänischer Krieg (1864): Erstürmung der Düppeler Schanzen. Reproduktion nach einem unbekanntem Gemälde. Buch-Scan von Wolpertinger. Lizenz: public domain Quelle: Müller-Baden, Emanuel (Hg.): Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissen [Wikimedia Commons].

Nein, für militärische Disziplin und schließlich für die Schlacht ist HIÄRMEN nicht wirklich zu gebrauchen [S. 26f.].<sup>70</sup> Als er beim Krieg

<sup>69</sup> Schon direkt beim Antritt der Militärzeit hieß es: „Hiärmen fröggede sick, dat hai drai Johr wot Ondliekes te iäten kreug.“

<sup>70</sup> Vgl. dagegen für das *märkische*, schon früh preußisch geprägte Sauerland die Schilderung von durchaus gewitzten, aber als besonders tüchtig anerkannten Soldaten aus dem sauerländischen Bauernstand bei: *Schröder*, Th.: Britzeln un Beschüte. Paderborn 1898 (S. 70-84: Prosa „Fritz un Kahl“); ebenso schon über drei Jahrzehnte früher – humoresk-militaristisch – „Dat Lied van Pruißens Kreig met Oesterreich 1866“ in: *Turk*, Heinrich [Iserlohn]: Gedichte in plattdeutscher Mundart. 2. Auflage. Leipzig 1897, S. 13-20.

1864 gegen Dänemark hört, daß er mit ins Feld ziehen soll, weint er bittere Tränen<sup>71</sup> (und dergleichen wird an keiner anderen Stelle des Buches berichtet). Unschlagbar ist dann seine Logik inmitten des Kanonenfeuers: „Häär Hauptmann, lot us men gau maken, dat vyi wiäg kummet, de Dänen sind do.“<sup>72</sup> Nur der Schießbefehl gegen Deserteure kann ihn von der Flucht abhalten. Er schimpft gar, man solle doch mit dem Schießen aufhören, denn „hyier stönnte alles vull Luie“ (d.h.: man kann doch unmöglich dorthin schießen, wo Menschen stehen). Und wieder ruft er – mit Blick auf die umliegenden Toten – einem Hauptmann zu: „Niu lot us ower men gau maken, dat vyi wiägkummet, süs kummet us dai verfluchten Dänen noch eunmol, un dann könn et us äuk wuol gohn, ärr’ diän, dai do ligget.“ Zum Schluß trifft doch eine Kugel HIÄRMENS Fuß. Er hält sich zuerst für tot und kann es dann nicht verstehen, warum ausgerechnet er das Ziel abgeben mußte. Er wird auf einen Wagen *geschmissen*, kommt ins Lazarett, wird wider Willen operiert und nach einem Vierteljahr (!) als lahmen-der Invalide entlassen.

Ausdrücklich heißt es aber, HIÄRMEN „häär’ laiwer noch en paar Johr dennt“! Im zweiten Militärjahr hatte er noch auf eine vorzeitige Entlassung gesetzt, jetzt will er lieber ein paar weitere Jahre „dienen“. HIÄRMEN weiß ganz genau, daß das Leben da draußen in der Welt – außerhalb des Militärapparates und zudem als Kriegsbeschädigter – schwer werden wird. Daß selbst traumatisierte Soldaten geradezu zwanghaft wieder in die Kasernen und auf Kriegsschauplätze zurückkehren wollen, dafür gibt es bis heute immer wieder Beispiele. Wir dürfen indessen auch die materielle Existenzsicherung als Gesichtspunkt nicht außerachtlassen. Die 1860er Jahre sind eine Zeit der wirtschaftlichen Krise!

---

<sup>71</sup> In diesem Kriegsjahr 1864 ist einer meiner Verwandten, der Schmied Caspar Bürger (1842-1927) aus Eslohe-Bremscheid, vom Militär desertiert. Er versteckte sich am Heimatort, wurde vom preußischen Militär im Heu des Elternhauses gesucht („mit Säbel und Bajonetten“) und floh vor Juni 1864 bei „Nacht und Nebel“ in die Vereinigten Staaten von Amerika (*Feldmann*, Anna: Bremscheider Familienchronik. Band I. Paderborn 1984, S. 43f).

<sup>72</sup> Die Schilderung von Hiärmens Erleben und Verhalten auf dem Schlachtfeld erinnert sehr an den plattdeutschen Schwank „De graute Schlacht byi Königgrätz“ im Buch „Sprickeln un Spöne“ (1858/1859) von Friedrich Wilhelm Grimme. Der Verfasser F. Ostenkötter steht noch in der Tradition einer katholisch-sauerländischen Reserviertheit gegenüber dem preußischen Militarismus, wie man sie eben bei F. W. Grimme findet (vgl. *Bürger*, P.: Strunzerdal. Die sauerländische Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts und ihre Klassiker Friedrich Wilhelm Grimme und Joseph Pape. Eslohe 2007, S. 100-103).

Arnsberger

Hinkende

Bote



für das Gemein-Jahr

Preis:

**1918.**

25 Pfg.

(Der astronomische und kirchliche Kalender ist für die Provinz Westfalen und den Breitengrad von  $51^{\circ} 30'$  nach den Materialien des königlich preussischen statistischen Bureaus aufgestellt.)

**Arnsberg.**

Druck und Verlag der Stein'schen Buchdruckerei  
(Inh.: Theod. Pöpperling).

„Wo Hiärmen syine Saldotenjohre rüm harr', harr' hai taum arbeuen kaine Lust mer. [...] Hai harr' ock dät Arbeuen säu noidig nit, denn hai kreug jede Monat tainn Dahler Invalyidengeld, un syin Poträt kam jedes Johr op den >Hinkenden Boten<, dat kreug hai äuk gutt betahlet.“

Franz Ostenkötter: Hiärmen Slaumayers Liäwenslaup. Neheim o.J., S. 29.

Der Erzähler will uns nun weismachen, mit einer sparsamen Lebensführung ließe sich von zehn Talern Invalidengeld und einem jährlichen Bildhonorar des Arnsberger „Hinkenden Boten“ überleben. Aber HIÄRMEN, der jetzt RUDEL – sagen wir: „Hinkefuß“ oder „Zitterfuß“ – heißt, lebt *nach* seinen Kriegserfahrungen ganz anders als zuvor. Vorher war nie die Rede davon, daß er überhaupt Alkohol getrunken hat.<sup>73</sup> Jetzt aber erfahren wir [S. 29]: Wenn es die Pfennige in der Tasche eben zulassen, sitzt HIÄRMEN augenblicklich im Wirtshaus. Die Mutter muß ihm ständig etwas zustecken, doch wenn sie nichts oder nicht genug liefert, bekommt sie Schläge von HIÄRMEN – und das geschieht *täglich*: „Hai slaug se jeden Dag, ower hai slaug iar doch nix iut me Rügge.“

Daß er die Mutter kommandiert, beschimpft oder sonst geärgert hat, das war schon *vor* der Militärzeit zu beobachten [S. 17]. Doch wenn wir genau lesen: den HIÄRMEN, der die Mutter und später auch sein Eheweib verprügelt und mißhandelt<sup>74</sup>, *den* gibt es wirklich erst seit der Heimkehr aus dem Krieg! Betäubung, Sucht und Gewalttätigkeit – gerade auch im eigenen Heim, das sind Symptome bei Veteranen, deren Seelenleben der Krieg grausam beschädigt oder ganz zerstört hat. HIÄRMENS Alkoholismus, Aggressivität und Sadismus, deren Opfer die beiden ihm am nächsten stehenden Frauen werden, zeugen von einem posttraumatischen Soldatensyndrom.<sup>75</sup> Heute wird über dieses Kriegssyndrom zwar hin und wieder in den Hauptmedien etwas gesagt, doch die *Betroffenen*, die an den Bildern des Grauens oder an den selbst vollbrachten Mordtötungen zerbrechen, kommen – trotz aller Krokodilstränen – an kaum einer Stelle unzensuriert zu Wort.<sup>76</sup> Dort, wo wie in den USA das Problem auch quantitativ am

---

<sup>73</sup> Das Singen eines volkstümlichen „Wirtshausliedes“ während der Zeit als Schuhmacherlehrling ist kein Gegenbeleg. Die Mutter sorgt sich vor Antritt seiner Wanderschaft zwar: „...wenn diu dann kaine Arbeut hiäst, giest diu dyi ant Drinken“ [S. 18], doch diese Befürchtung erweist sich in der Folge eben noch nicht als begründet. Bei der Einziehung zum Militär heißt es dann, Hiärmens Ersparnisse seien so klein gewesen, „do kann hai sick nit mol en klainen Snaps füör drinken“ [S. 25].

<sup>74</sup> Geschlagen werden Mutter und Ehefrau *abwechselnd*: „hai nahm nämlik den Stock, diän hai liuter proot stohn harr’, un slaug van euner op de annere. Wenn hai se dann säu lange slagen harr’, bit se baide in der Ecke läggten un können nix mer, dann genk hai un säup sick dicke.“ [S. 36f.]

<sup>75</sup> Vgl. die Ausführungen in: *Drewermann*, E.: Heimkehrer aus der Hölle. Ostfildern 2010.

<sup>76</sup> Für die globale kriegerische Macht- und Rohstoffsicherungspolitik der reichen Nationen, deren „humanitäre Hilfsbudgets“ weniger als ein Zehntel der Kriegshaushalte ausmachen, will man heute wieder menschenfreundliche Absichten unterstellen und hohe Sinnstiftungen kon-

größten ist, sind astronomische Selbstmordraten, eine unglaubliche Obdachlosenquote, schwerste Drogenabhängigkeit, unzählige Gewaltdelikte und gar nicht so wenige Mordfälle unter Kriegsveteranen zu beklagen. Die Gewalt, die eine Gesellschaft in andere Länder bringt, kehrt selbstredend immer in ihre eigene Mitte zurück.



*First (Danish) Infantry Regiment in a fight with Regiment "Martini". Contemporary illustration of the 1864 German-Danish War (Wikimedia Commons)*

Auch beruflich gibt es in unserer plattdeutschen Geschichte eine neue Orientierung. Der verhinderte Handwerker HIÄRMEN wird bald nach seiner Entlassung vom Militär Industriehilfsarbeiter und schuftet in der Fabrik am Kessel. Er hält sich für unentbehrlich, aber nach Ansicht des Erzählers kann er zum Abend hin kaum noch den Kessel von einer Schubkarre unterscheiden. Macht die Fabrikarbeit ihn einfach so fertig, trinkt er vielleicht schon über Tag oder trifft gar beides zu? So viel steht jedenfalls fest: für RUDEL HIÄRMEN, den Kriegsinvaliden, wird es keine Heilungsgeschichte geben – weder ein erträgliches Einfinden in die Gesellschaft, noch ein Nachreifen zur Liebesfähigkeit. Er bleibt kaputt und macht andere kaputt.

---

struieren. Doch das *individuelle Soldatenleben* (und Geschick) spielt bei alldem ersichtlich rein gar keine Rolle; auch die Namen der im Leichensack zurückgekehrten Soldaten blitzen im neuen „Heldenkult“ nur für kurze Lichtsekunden auf und sind dann wieder erloschen.



### 9. Kriminalfall mit langer Einleitung?

*„Et is ower kaine natürlige Ohnmacht wiäst,  
denn hai kam nit wyier tau Verstanne un  
am annern Muorgen was hai ne Lyiche.“*

ÜBER DEN TOD VON HIÄRMENS BRUDER CHRISTEJON [S. 40]

Der einzige Mensch, der im Buch neben HIÄRMEN und seiner Frau NÄTTE mit Vornamen vorgestellt wird, ist HIÄRMENS Bruder CHRISTEJON. Da HIÄRMEN schon als Kind von nur drei Jahren die Wiege seines soeben geborenen Brüderchens auf halsbrecherische Weise schaukelt, sind wir geneigt, den armen CHRISTEJON von Anfang an als eines seiner vielen Opfer anzusehen. Doch so einfach liegen die Dinge vielleicht doch nicht. Etwa mit der Geburt von CHRISTEJON hört die Mama auf, dem kleinen HIÄRMEN den Hintern abzuputzen. Ihr „Ältester“, selbst noch Kleinkind, soll vielmehr das Babysitting für den zweiten Zögling übernehmen. CHRISTEJON erweist sich – ganz im Gegensatz zu HIÄRMEN – als ein aufgeweckter Junge. Schon als Siebenjähriger gibt es für ihn Anlaß, den etwas älteren Bruder nach Art der Mutter zurechtzuweisen: „Dumme Junge“! [S. 9] Zusammen mit der Mutter beweint CHRISTEJON den Tod des Vaters so laut, daß man es noch im dritten Nachbarhaus hört, während HIÄRMEN keine einzige Träne vergießt und (angesichts der nunmehr entfallenden „Blindenbetreuung“) sogar Erleichterung zeigt [S. 12]. Im Gegensatz zum Bruder bedeutet der jüngere Sohn für die Mutter auch keine Belastung: „HIÄRMEN mäk der Slaumayersken mähr Suorge un Last ärr’ fyiwe van CHRISTEJON syiner Suorte.“ [S. 17]

Von diesem CHRISTEJON nun hört man nur noch, daß er dem HIÄRMEN bei dessen Abreise zum Militär hilft, die vielen von der Mutter gebackenen Pfannkuchen zu tragen. Zum Schluß des ganzen Buches erfahren wir mehr. Sobald HIÄRMEN seinerzeit aus dem Krieg heimgekehrt war, hat CHRISTEJON sich auf die Reise begeben, angeblich nur, weil er sich seines Bruders schämen mußte: *„Van Slaumayers Christejon harr’ me all johrenlank nix mer hort. Wo Hiärmen wyier kam van den Saldoten, genk hai fortens in de Frümde, denn hai schiämere sick, dat Hiärmen syin Bräuer was. Schryiwen deh hai äuk nit, denn et was jo nümmes, dai en Braif läsen, viel wenniger iähme wyier schryiwen kann. Wo hai niu all säu lange Johren in der wyien Welt was, do kann me sick wuol denken, dat et Luie genaug gäfften, dai gar nit mol wüßten, dat et en Slaumayers Christejon gaffte.“* [S. 39]



Eines Abends aber steht CHRISTEJON plötzlich in dem angemieteten Stall, in dem der verwitwete HIÄRMEN inzwischen mit seinen vielen Kindern und einer Ziege haust. Als HIÄRMEN ihm dann vom Tod der Mutter erzählt, denkt er sich *sofort* [!], daß diese wohl verhungert sein muß, und zeigt sich zu Tode entsetzt. Doch wenn wir nachrechnen, dann hat er sich mindestens ein *Jahrzehnt* [!] lang rein gar nicht um das Elternhaus gekümmert. Daß bei Slaumayers außer ihm keiner lesen und schreiben kann, war Grund genug für ihn, in der langen Zeit seiner Abwesenheit auch keinen einzigen Brief zu schreiben. – Wir erinnern uns: HIÄRMEN hat dem Wunsch der Mutter, sich hin und wieder zu melden, entsprochen, indem er sich auf der Wanderschaft und dann auch beim Militär die Post von anderen schreiben ließ. – Sollen wir wirklich glauben, CHRISTEJON habe der resoluten Mutter nicht zuge-  
getraut, sich einen Vorleser für seine Briefe von auswärts zu organi-

sieren? Und wenn er sich im Nu denken kann, daß die Mutter verhungert ist, dann heißt das doch wohl im Klartext: Er hat es immer schon gewußt, daß sein Bruder HIÄRMEN mit der verantwortlichen Sorge für die verarmte und auch schon alte Mutter überfordert ist, und er hat sich trotzdem in keiner Weise gekümmert. Nein, seiner scheinheiligen Empörung können wir keinen Glauben schenken. Vielmehr scheint es sich so zu verhalten: Sobald der ältere Bruder vom Krieg heimgekehrt war, nutzte der Jüngere die erstbeste Gelegenheit, sich aus dem Staub zu machen bzw. sich aus dem ärmlichen Milieu und aus der Verantwortung für die Mutter zu befreien.

Zehn oder mehr Jahre gab es kein einziges Lebenszeichen von CHRISTEJON, und dafür will der Erzähler ganz plausible Gründe finden. Mehr noch, er sät auf der letzten Seite von „Hiärmen Slaumayers Liäwensläup“ einen bösen Verdacht. Es war „kaine natürlige Ohnmacht“, die den CHRISTEJON in HIÄRMENS Stall bzw. Behausung überwältigte: „denn hai kam nit wyier tau Verstanne un am annern Muorgen was hai ne Lyiche.“ Wie wird man über Nacht eine Leiche? Was soll mit solchen Verschlüsselungen angedeutet werden? War es in Wirklichkeit HIÄRMEN, der in Gegenwart des sich empörenden Bruders jeden klaren Sinn verloren hat? Haben wir es am Ende gar mit einer Kriminalgeschichte zu tun, mit einem Mordfall, den der Erzähler lediglich mit einer sehr langen Einleitung versehen hat?



## 10. Exkurs: Industrialisierung und Milieu im Raum Neheim-Hüsten

*„Doch sah ich längs der Häuser  
Die Armut schleichen bei der Nacht,  
Sie legte sacht  
In jedes ihre Bürde:  
Weh, wenn das Haus erwacht!“  
JOSEPH PAPE (1831-1898)<sup>77</sup>*

*„Och“, sagte Hiärmen, „do hiäste us no eume schicket,  
dai well no nit mol gloiwen, dat vyi gebuoren sind.“  
HIÄRMEN ZUR MUTTER ÜBER DEN PASTOR*

„Hiärmen Slaumayers Liäwenslaup“ muß vor dem Hintergrund der Umwälzungen des 19. Jahrhunderts im Raum Neheim (und Hüsten) gelesen werden.<sup>78</sup> Noch bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein bleibt Neheim zunächst ein Ackerbaustädtchen. Ein Brand vernichtet 1807 viele Gewerbestätten und führt zu vermehrter Armut in der Stadt, woraus der Name „Biädde-Neihme“ (Bettel-Neheim) erwächst. Die im 18. Jahrhundert noch recht bedeutsame Textilherstellung am Ort ist zunehmend nicht mehr konkurrenzfähig. Auch deshalb kommt es in der Stadtbevölkerung – wieder – zum Rückgriff auf bäuerliche Formen der Lebenserhaltung. In den 1830er

<sup>77</sup> Zitiert nach: *Bürger*, Peter: Strunzerdal. Die sauerländische Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts. Eslohe 2007, S. 226.

<sup>78</sup> Vgl. für diesen Abschnitt: *Schulte*, Werner (Hg.): 600 Jahre Bürgerfreiheit Neheim-Hüsten. Neheim-Hüsten 1958. [S. 57-65: Bernhard Bahnschulte, Die Stadt Neheim. Auf dem Weg zur Industriestadt; S. 133-139: Emmy Marke, Die industrielle Entwicklung in Hüsten; S. 255-265: Willi Richter: Vielgestaltige Industrie als Grundlage des Wirtschaftslebens]. – *Artikel „Neheim-Hüsten“*. In: Wikipedia.org [Abruf am 11.10.2010].

Jahren leitet die Ansiedlung der ersten metallverarbeitenden Betriebe eine neue Entwicklung ein. – Im benachbarten Hüsten markiert 1839 die Gründung eines Unternehmens der Schwerindustrie den folgenreichsten Einschnitt. – Noch bestehen die Belegschaften zum größten Teil aus angestammten Einheimischen, die oftmals ein Haus besitzen und auch Nebenerwerbslandwirtschaft betreiben.

Erst ab den 1870er Jahren kommt es – mit dem Anschluß an die Eisenbahn (Obere Ruhrtalbahn<sup>79</sup>) – zu den ganz großen Veränderungen. Es boomt vor allem die – für die „Lampenstadt Neheim“ so charakteristische – industrielle Leuchtenproduktion. Ein enormes Bevölkerungswachstum durch *Zuwanderung* setzt ein. Dieses beträgt in Neheim zwischen 1870 und 1905 sowie in Hüsten zwischen 1870 und 1895 jährlich durchschnittlich etwa vier Prozent! Die Stadt wächst auch räumlich. Es entstehen ganz neue Viertel. Neheim imponiert als größte Gemeinde des kölnischen Sauerlandes.

Gewerbliche und (klein-)bäuerliche Existenzen spielen jetzt „nur noch eine untergeordnete Rolle, während die Zahl der besitzlosen Industriearbeiter deutlich“ ansteigt. Dabei zeigen „sich in Neheim auch die negativen Seiten der Industrialisierung. Die Zahl der Kost- und Schlafgänger“ ist hoch, und zeitweise ist „Kinderarbeit insbesondere in der heimgewerblichen Montage von Lampenteilen nicht selten“ (Wikipedia.org). Von der gängigen Verachtung gegenüber der besitzlosen Klasse bekommt man eine Ahnung, wenn Franz Ostenkötter in seinem Buch HIÄRMENS viele Kinder mit *Ferkeln* [S. 39] vergleicht.<sup>80</sup> (In unserer Gegenwart hat der Klassenkampf der Reichen gegen die Besitzlosen unten im Grunde wieder das gleiche Format erreicht, wobei von einem tragenden „christlichen Menschenbild“ der Gesellschaft wohl keine Rede sein kann. Die Profiteure der Religion des Kapitalismus und ihre „intellektuellen“ Helfershelfer bemühen sich bei ihrer Hetze nicht einmal mehr, noch einen Anschein von Anstand zu wahren.)

Die Bevölkerung im Raum Neheim und Hüsten ist aber weiterhin überwiegend katholisch. Zumal seit dem Kulturkampf wählt auch das

---

<sup>79</sup> „Am 1.6.1870 wurde das Teilstück von Schwerte nach Arnsberg, am 18.12.1871 der Abschnitt Arnsberg–Meschede und am 1. Juli 1872 die Strecke von Meschede nach Nuttlar eröffnet. Am 6.1.1873 folgte schließlich das letzte Teilstück von Nuttlar nach Warburg; dort bestand bereits seit 1849 Anschluß nach Kassel“ (Wikipedia.org). Das Grundnetz für den Eisenbahnverkehr im Sauerland entstand zwischen 1860 und 1880.

<sup>80</sup> Vgl. auch meine diesbezüglichen Ausführungen in „daunlots nr. 12“ (www.sauerlandmundart.de).

katholische Arbeitermilieu die konfessionelle Zentrumspartei, die vor Ort dann ab den 1890er Jahren zunehmend ein sozialpolitisches Profil entwickeln wird (die sozialdemokratische Arbeiterbewegung kann sich unter den gegebenen Bedingungen erst Anfang des 20. Jahrhunderts etablieren; der Klerus ist ausgesprochen antisozialistisch). Politik, Konfession und soziale Frage sind am Ort miteinander verbunden. Im wohlhabenden Wirtschaftsbürgertum gibt es „relativ viele Protestanten und Wähler konservativer oder liberaler Parteien“ (Wikipedia.org). Nach einem ersten Anfang 1899 und einem neuen Durchbruch ab 1910 wird Neheim bis zum Ende der Weimarer Republik – ähnlich wie der Raum Olpe – eine Hochburg der christlichen Gewerkschaftsbewegung. Die örtliche CDU hat nach 1945 einen sehr starken Sozialflügel, obwohl bezogen auf die Gesamtpartei gerade in Neheim-Hüsten Entscheidungen für ein weniger klares Sozialprofil fallen.<sup>81</sup>

## An die Bürger- u. Arbeiterschaft von Neheim.

Zwecks Aufklärung über

die Differenzen bei der Firma J. W. Brökelmann

(Aluminiumfabrik) findet am Sonntag, den 13. Juli,

mittags 1 Uhr im Saale des Gesellenhauses eine

# öffentl. Versammlung

statt.

Referent: Bezirksleiter Hirtsiefer aus Essen.

Die um ihr Recht kämpfenden Arbeiter verdienen die Sympathie der gesamten Öffentlichkeit!

**Bürger! Arbeiter!** Erscheint deshalb in Massen zur Versammlung!

Hoch die Einigkeit und Solidarität der Neheimer Arbeiterschaft!

**Christl. Metallarbeiterverband Neheim.**

Streikaufruf der christlichen Gewerkschafter in Neheim von 1913  
(Wikimedia Commons) Original: Stadtarchiv Arnsberg

<sup>81</sup> Dies nämlich gehört zu den Ergebnissen der Parteitagung im Karolinen-Hospital Neheim-Hüsten (26.2.-1.3.1946), auf welcher der konservative Konrad Adenauer zum Vorsitzenden der CDU in der britischen Zone gewählt wird und die Verabschiedung des „Programms von Neheim-Hüsten“ durchsetzen kann, in dem der von CDU-Gewerkschaftern postulierte „christliche Sozialismus“ keine Erwähnung mehr findet.



## 11. Nur eine lustige Eulenspiegelei oder ein sauerländisches Sozialbild?

*„Das geht mich ja alles nichts an“, sagte de Pastäuer,  
„bringen Sie mir den Geburtsschein, dann sind wir fertig,  
weiter habe ich mit Ihnen nichts zu schaffen!“*

ANTWORT DES PASTORS, ALS HIÄRMEN IHM SEINE  
LEBENSGESCHICHTE ERZÄHLEN WILL [S. 35]

*„Wie ist das eigentlich Slaumayer,  
wollen Sie denn Ihre Kinder nicht taufen lassen?  
[...] Sie sind ein – harter Mann!“*

DER PASTOR BEI EINEM SPÄTEREN HAUSBESUCH [S. 38]

Auch wer von meinen Deutungsversuchen nicht in jeder Hinsicht überzeugt ist, wird zugestehen müssen, daß das Werk von Franz Ostenkötter etwas anderes oder jedenfalls mehr ist als eine belanglose plattdeutsche Humoreske. Die Geschichte beginnt noch im kleinbäuerlichen Milieu des katholischen Sauerlandes. Der mißratene Sohn braver Leute wird verhinderter Handwerker, Soldat, Säufer und schließlich ungelernter Fabrikarbeiter. Der Stall wandelt sich zur Proletarierabsteige – gegen Mietzahlung. „Proletarisch“, das heißt im Fall unserer Geschichte ganz wörtlich: es sind viele Kinder da.

Gewiß, gerade auch bei katholischen Kleinbauern sind mehr als zehn Zöglinge gar nicht so selten. Doch jetzt fehlen die größeren Tiere unter einem eigenen Dach; hinüber ist das Gefüge einer familiären Selbstversorgung, in dem man auch ohne Bargeld überleben, den

Hunger abwehren und mitunter sogar das Backen von großen Pfannkuchen möglich machen kann. Für einen solchen Milieuwechsel unter den Bedingungen der Industrialisierung ist Neheim – der Heimatbahnhof für HIÄRMEN SLAUMAYER und auch der Ort, an dem das Buch geschrieben und gedruckt worden ist – wohl ein denkbar geeignetes Exempel (vgl. 10. Exkurs: *Industrialisierung und Milieu*). Wir müssen beachten, daß die Hauptfigur gleich an zwei Stellen betont, als Arbeiter in der Fabrik – bei den „Häärens“ – hoch angesehen zu sein, was allerdings nach Auskunft des Erzählers in keiner Weise zutrifft [S. 29; 35]. Die absurde Szene, in der HIÄRMEN mit einem Bauern darum wetteifert, wer bei sich Zuhause den meisten Mist als seinen „Reichtum“ betrachten kann, bringt das Thema „Geltung und Anerkennung“ beim Wechsel vom bäuerlichen Lebenserhalt hin zur lohnabhängigen Fabrikarbeit noch einmal auf andere Weise zur Sprache [S. 38].

HIÄRMEN SLAUMAYER, der „Julenspaigel imme niegentaihnten Johrhunnert“, ist also nicht nur ein *individueller* „Soziopath“, von dem – zum Leidwesen der armen Eltern – nichts Gutes mehr berichtet werden kann. Ostenkötters kleines Werk bricht mit der heilen katholischen Kleineleutewelt der plattdeutschen Schwankbücher, die der frühe Friedrich Wilhelm Grimme (1827-1887) zwischen 1858 und 1867 vorgelegt hatte.<sup>82</sup> In Grimmes „Strunzerdal“ (Angebertal) darf selbst der Bettler prahlen, ohne daß man es ihm übel nimmt, denn auch der Geringste hat seine Würde. Der Priester in dem von F.W. Grimme konstruierten Leuteparadies des Sauerlandes geht in die Kotten der ärmsten Schichten ohne einen allzu sehr erhobenen Zeigefinger.<sup>83</sup> Es walten seelsorgerliche Klugheit und Nachsicht, vielleicht sogar ein tieferer menschlicher Respekt – trotz anstößiger Schwächen. Doch genau an dieser Stelle markiert Ostenkötters Büchlein einen Bruch oder sogar schon einen Traditionsabbruch.

Man könnte HIÄRMEN, der schon als Kind sein Schweinefleisch lieber ohne lästige Tischgebete verschlingen möchte und dem vorbetenden Vater entsprechende Ratschläge erteilt, eine *individuelle* – schizoide – Abneigung wider die Religion bescheinigen. Vom Gebot „Du sollst

---

<sup>82</sup> Vgl. als ausführliche Gesamtdarstellung: *Bürger*, Peter: Strunzerdal. Die sauerländische Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts und ihre Klassiker Friedrich Wilhelm Grimme und Joseph Pape. Eslohe 2007.

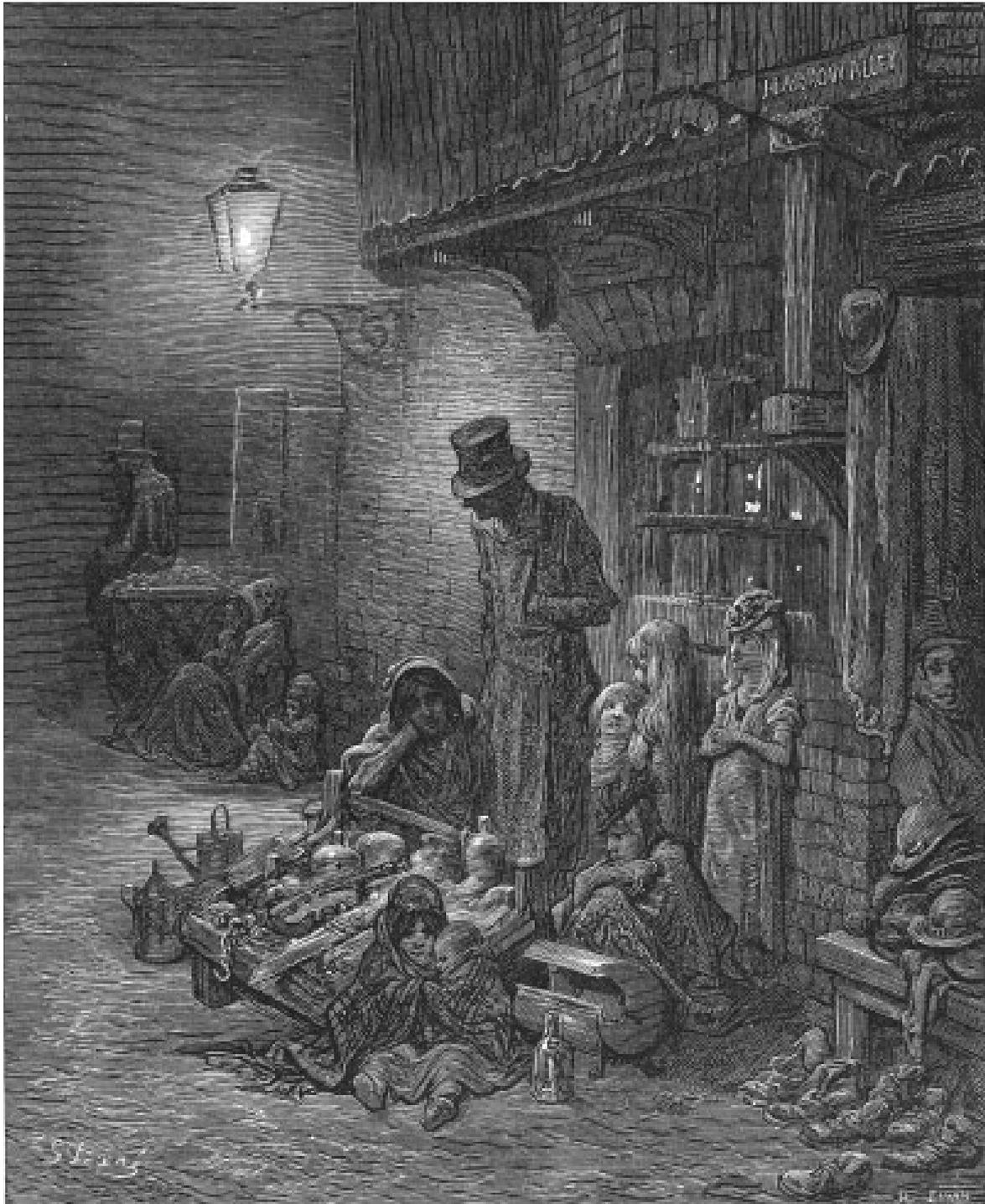
<sup>83</sup> Vgl. *ebenda*, S. 95 und besonders F.W. Grimmes Schwank „Kötten-Hochtyit“ aus dem Buch „Galantryi-Waar“ von 1867.

Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohlergehe“ hält er nichts mehr. Selbst von der Dreifaltigkeit, die keineswegs aus drei Göttern bestehen soll, dringt ja nichts in seinen Geist ... Doch wenn wir HIÄRMEN auch als *Repräsentanten eines neuen Milieus* zu sehen lernen, zeigt sich seine Geschichte noch in einem anderen Licht. Am Ort scheint die Katechismus-Unterweisung, die allerdings vor allem auf auswendig gelernte „rechtgläubige“ Formeln zielt – nicht mehr alle Schichten zu erreichen. Es sind auch nicht mehr alle „Katholsken“ praktizierende Kirchgänger. Der Herr Pastor ist längst nicht mehr der sauerländische Leutepriester, der selber eine Kuh im Stall hat und sich in seinem Lebensstandard von den allermeisten Dorfbewohnern kaum unterscheidet. HIÄRMEN und seine Braut erscheinen auf der Treppe des Pfarrhauses wie *Bettler*, die man mit einem Groschen abspeisen kann. Der Pastor kennt sie gar nicht mehr, obwohl sie doch offenkundig zu seiner Gemeinde gehören! Der Türposten einer Kleineleutebehausung, so werden wir später noch sehen, ist zu niedrig für ihn.

Immerhin, HIÄRMEN traut dem Priester anfangs noch zu, daß dieser sich für ihn wirklich interessieren könnte. Er fängt an – in seiner *plattdeutschen* Sprache – zu erzählen, daß es nämlich kalt war am Tag seiner Geburt, daß er früher ein Schuhmacher war und jetzt auf die Fabrik geht, wo er hoch angesehen ist ... Vom Kriegserleben kann er schon gar nichts mehr mitteilen, denn der – *hochdeutsch* sprechende – Pastor ist nur an einer amtlichen Formalität interessiert: „*Das geht mich ja alles nichts an, bringen Sie mir den Geburtsschein, dann sind wir fertig, weiter habe ich mit Ihnen nichts zu schaffen!*“ [S. 35] HIÄRMEN fühlt sich vom Pastor rein gar nicht verstanden. Er weist darauf hin, daß er schon „*drai mol siewene olt*“ – also volljährig – ist und somit keiner Bevormundung mehr bedarf. Der Pastor will partout „*säu un säu viel Dahler*“ für die Hochzeitszeremonie. Man könnte annehmen, daß HIÄRMEN ziemlich materialistisch denkt, wenn er sich darüber aufregt. Doch später wird das komplette Heringshochzeitsessen gerade mal *einen* Taler kosten, da wissen wir dann, um welche Verhältnisse es hier geht (der Priester weiß bei seiner Geldforderung ja genau, daß HIÄRMEN und NÄTTE Habenichtse sind; er hat sie ja zuerst für Bettler gehalten<sup>84</sup>). Ohne gütliche Vermittlung der Mutter, die offenbar noch aus einem intakten katholischen Milieu kommt und die

---

<sup>84</sup> „De Pastäuer [...] mennte, dai baiden härren biädeln wollt, denn no iärme Anzuge te riäken, wollen sai nix anners.“ [S. 34]



Gustave Doré: Houndsditch (1872) – „Hundeleben“  
Bildsatz: Wikimedia Commons

den Pastor sogar irgendwie als „nit ungefällig“ erlebt, hätte die kirchliche Hochzeit wohl gar nicht stattgefunden.

Zu diesem ganzen Theater beim Pfarrer gibt es später im Buch ein sehr denkwürdiges Gegenstück (besonders an dieser Stelle fragt man sich, ob der Verfasser F. Ostenkötter nicht vielleicht doch auch kritische Intentionen verfolgt): Bei NÄTTE und HIÄRMEN kommt Jahr für Jahr Nachwuchs, doch es ist noch keines der nunmehr sieben Kinder getauft. Man hat bislang nicht davon gehört, daß es kirchlicherseits irgendein Interesse an dem elenden katholischen Proletarierhaushalt gegeben hat. Doch nun kommt der Herr Pastor ins Haus, ängstlich darauf bedacht, nicht in einen Kinderhaufen zu treten: „Wie ist das eigentlich Slaumayer, wollen Sie denn Ihre Kinder nicht taufen lassen?“ Ja, sogar auf seine Gebühren für das Taufsakrament will der Priester diesmal verzichten. Doch nun dreht HIÄRMEN den Spieß herum. Wenn es nichts kostet, dann macht der Pastor es vermutlich auch nicht richtig, dann ist es nichts wert. Und der Pastor, der noch vor der Hochzeit nur rein *amtlich* etwas mit dem HIÄRMEN SLAUMAYER zu schaffen haben wollte und den Fabrikarbeiter barsch abgefertigt hatte, verabschiedet sich mit den Worten: „Sie sind ein – harter Mann!“

All diese Verweise auf Religiöses und Kirchliches könnten wieder besonders auf einen Zeitraum der 1880er Jahre hindeuten, in dem die Seelsorge am Ort den enormen Bevölkerungszuwachs gar nicht „bewältigt“<sup>85</sup>, andererseits aber auch – trotz des hohen Anteils an katholischen Industriearbeitern – von einem eigentlichen Sozialkatholizismus<sup>86</sup> *noch* keine Rede sein kann. Namentlich der Klerus, der doch im katholischen Milieu gleichsam allmächtig ist, hat mit den Menschen ganz unten scheinbar „weiter nichts zu schaffen“.

---

<sup>85</sup> Vgl. *Schulte*, Werner (Hg.): 600 Jahre Bürgerfreiheit Neheim-Hüsten. 1958, S. 77: Bis 1852 gibt es für die ganze Seelsorge in Neheim nur einen Pfarrer und den Vikar. Ab da kann wenigstens ein geistlicher Rektor der Knabenschule einige Aufgaben mit übernehmen. Erst 1888 erfolgt die zusätzliche Anstellung eines Kaplans und 1890 die Gründung einer zweiten Vikarie. – Als Priester wirkte ab 1830 Johann Theodor Münstermann aus Oberense in Neheim. Sein Nachfolger als Pfarrer war ab 1870 (bis 1889) Wilhelm Soret aus Eisborn. Dieser vermachte bei seinem Tod den „Armen der katholischen Gemeinde“ 1500 Mark und noch einmal den gleichen Betrag zur Gründung einer Kaplanei. Allerdings überwies seine Erben der Kirche ein ungleich großzügigeres „Legat von 6000 Mark für bauliche Zwecke“.

<sup>86</sup> Der „Arbeiterpapst“ Leo XIII. veröffentlichte seine berühmte Sozialzyklika „*Rerum novarum*“ erst am 15. Mai 1891. Der Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler hatte allerdings schon Jahrzehnte früher auf die Beachtung der neuen „sozialen Frage“ gedrängt. Vgl. die gute Zeittafel: <http://www.cdanet.de/wir/zeittafel.pdf>

## 11. Anmerkungen zur Schreibweise in dieser digitalen Neuauflage

Zunächst war beabsichtigt, „Hiärmen Slaumayers Liäwensläup“ von Franz Ostenkötter im Rahmen der Reihe „daunlots“ mit einem unveränderten Originaltext zu dokumentieren.<sup>87</sup> Während der manuellen Texterfassung, die eine aufmerksame inhaltliche Analyse dieses Literaturfundes geradezu herausgefordert hat, fiel jedoch die Entscheidung für behutsame Eingriffe in die Schreibweise zugunsten der Lesefreundlichkeit. Zugrundegelegt wurden dabei Prinzipien, wie wir sie schon für die Esloher Werkausgabe der Mundartdichterin Christine Koch (1869-1951) entwickelt haben.<sup>88</sup> Auf die Einführung von Sonderzeichen wird ganz verzichtet. Das Ergebnis ist ein editorisches Provisorium, für das ich mir Kritik – und Verbesserungsvorschläge – gerne gefallen lasse.<sup>89</sup> Es gibt zum Text selbst keinen systematischen „kritischen Apparat“, sondern nur exemplarische Anmerkungen. Empfohlen wird für ungeübte Leser der Gebrauch des jetzt auch im Internet zugänglichen „kurkölnischen Wörterbuches“ von Reinhard Pilkmann-Pohl<sup>90</sup>.

Durch die – nicht sehr zahlreichen – behutsamen Texteingriffe werden die Möglichkeiten der sprachlichen Untersuchung in keiner Weise geschmälert. Bei Angleichungen wurden Formen herangezogen, die der Gesamttext selbst bietet. Der Vokalismus bleibt unverändert. Da es keinen ganz sicheren Anhaltspunkt dafür gibt, daß zum Beispiel „ie“ (in „viel“, „sliem“, „niemet“ etc.) in diesem Buch nicht als langes „i“, sondern in getrennten Vokalen „i-e“ zu lesen ist, habe ich in diesen Fällen auch die nachfolgenden Mitlaute nicht verdoppelt (zu vermuten ist in den meisten Fällen gleichwohl die Aussprache „i-e“). Einige Inkonsequenzen, die offenbar zur Sprechsprache gehören, werden ganz beibehalten (z.B. abwechselnd „ock“ oder „äuk“ für „auch“). Wo jedoch eine singuläre Abweichung offenkundig auf einem Versehen beruht, erfolgt eine Angleichung an die vorherrschende Form (z.B.

---

<sup>87</sup> Die Möglichkeit einer fotomechanischen Wiedergabe schied wegen der schlechten Qualität der Vorlage und der ganz unleserlichen letzten Buchseite allerdings aus.

<sup>88</sup> Vgl. *Christine Koch – Werke in vier Bänden*. Bearbeitet von Peter Bürger, Alfons Meschede u. Manfred Raffenberg. Hg. Maschinen- u. Heimatmuseum Eslohe. Fredeburg 1991-1994.

<sup>89</sup> Jedem, der mit Muße einen noch zeitaufwändigeren Weg gehen kann und möchte, stelle ich die Textdatensätze und eine Kopie des Originals unkompliziert zur Verfügung.

<sup>90</sup> *Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes*. Arnsberg 1988. [Im Internet abrufbar: [http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Plattdeutsches\\_%20Woerterbuch.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Plattdeutsches_%20Woerterbuch.pdf)]

durchgehend „friggen“ statt im Einzelfall „fryiggen“). Eine Kurzform wie „är“ (*ärre*; als, wie) erscheint jetzt durchgehend als „ärr“.

*Hochdeutsche Einflüsse* bleiben erhalten, auch wenn dies im Einzelfall weh tut (z.B. „schreien“ statt „schriggen“). Der Leser darf sich auch nicht wundern, wenn er z.B. die Schreibweisen „sall“ und „soll“ (er/sie/es soll), „diän“ und „den“ oder „bit“ und „bis“ nebeneinander findet. Beim Wort „mehr“ gibt es gleich vier Varianten (mehr, mähr, mer, mär). Einige Formen, die den hochdeutschen Leser zwangsläufig zur falschen Aussprache bewegen oder irritieren müssen, wurden allerdings konsequent geändert (z.B. sagte → saggte; lagte → laggte; kont → konnt; gut → gutt; den → denn; dan → dann). Die Unterscheidung von „vor“ und „für“ (vüör/füör) ist jetzt überall leicht nachvollziehbar. Vereinfachungen, aus denen keine Mißverständnisse erwachsen können, wurden stillschweigend vorgenommen (z.B. mahken → maken, machen; vahke[n] → vake[n], oft; Düöhr → Düör, Tür). Meine sehr zahlreichen Eingriffe in die Zeichensetzung und die Aufteilung der Absätze werden ebenfalls nicht kenntlich gemacht.

Auf einige *dialektgeographische Eigentümlichkeiten* sei zumindest hingewiesen. Das anlautende „b“ in Fragepronomina finden wir nur – und zwar durchgehend – in „biu“ (wie), nicht aber in „wo“ (wo [hier allerdings doch siebenmal auch „bo“]), „wat“ (was), „worümme“ (warum) etc. Bei dir/dich (dyi/dyi) und mir/mich (myi/myi) gibt es keine Kasusunterscheidung. Statt „>häime< (nach Haus) gehen“ schreibt der Autor „no Hius“ (die diesbezügliche Linie zum unterschiedlichen Sprachgebrauch verläuft südlich unterhalb von Neheim; auch im größten, nördlichen Teil des heutigen Kreises Soest sagt man „no Huse“). Wir lesen – wie für den Nordosten des kölnischen Sauerlandes typisch – „funnen“ (gefunden) und „unnen“ (unten) statt „fungen“/„ungen“.

Nicht bei allen Formen sollten wir die Schreibweise ohne weiteres als gesicherte Wiedergabe der Aussprache betrachten. Gewiß, Ostenkötter schreibt „sick“ (sich), „gut“ (gut) und „Vugel“ (Vogel [im Plural allerdings „Vüegel“]); vielleicht spricht er aber trotzdem „siek“, „guet“ und „Vuegel“, ohne sich der Differenz zum Schriftbild bewußt zu sein. Die genannten Beispiele sind dialektgeographisch von Bedeutung; für Neheim würde man nämlich eher „siek“ und „Vuegel“ erwarten.

Wann kann man überhaupt bei Mundarttexten davon ausgehen, daß sie „unverfälscht“ und zuverlässig eine bestimmte, genau lokalisierba-

re Ortsmundart fixieren, zumal dann, wenn uns die mehrschichtige Sprachbiographie eines Verfassers und die Umstände des Edierens unbekannt sind? Spielen wir im vorliegenden Fall einige Möglichkeiten durch, dann wird das Problem deutlich: Wenn der oben genannte Franz Ostenkötter (1855-1918) wirklich der Autor ist, könnte es schon sprachliche Vermischungen im Elternhaus gegeben haben. Der Vater stammt ja aus dem Raum Werl, die Mutter hingegen aus dem Raum Warstein. Möglicherweise hat Franz Ostenkötter sich dann an seinem neuen Wohnort Neheim bei manchen Eigentümlichkeiten der ortsüblichen Sprechweise anzupassen versucht. Nun kommt das Wort aufs Papier. Für eine auch nur annähernd brauchbare Verschriftlichung des eigenen Dialekts sind schon besondere Kenntnisse und auch Übung erforderlich. Dürfen wir beides einfach voraussetzen? Vielleicht will der Autor auch bewußt Vereinfachungen oder Angleichungen vornehmen für ein größeres regionales und überregionales Lesepublikum (im Titelblatt vermerkt er ja eigens die großzügige Kennzeichnung „westfälisches Platt“). Schließlich ist die Erstellung des Drucksatzes an der Reihe. Zumal bei einem mundartlichen Erstlingswerk kann die Wichtigkeit mehrmaliger Korrekturgänge (Buchstabe für Buchstabe) leicht unterschätzt werden. Wenn zum guten Schluß in der Neheim-Hüstener Druckerei noch ein zugezogener Buchsetzer – sagen wir aus dem südlichen Hochsauerland – am Werk ist und selbstbewußt (mit dem unfehlbaren Plattdeutsch *seines* Heimatdorfes im Ohr) „Fehler“ eliminiert, wird es zu weiteren Verwirrungen kommen ...

Sprache ist etwas Lebendiges. Gerade das Gefilde der Mundartliteratur kann zwanghafte Perfektionisten in die Verzweiflung treiben. Das „Reinrassige“ gibt es gottlob nicht. Wer die Freude an der Sache nicht verlieren möchte, sollte sich beizeiten mit einem Weg der Annäherungen anfreunden.

Abschließend noch eine Zusammenfassung zum Sprachgebrauch im Buch. Die Fragen des Dorfschulmeisters kennen wir nur durch die plattdeutschen Wiedergaben von HIÄRMEN. Aus der Zeitung liest ein Wirt zum Schluß der Wanderschaft Amtliches in der Schriftsprache vor. Die einzigen Personen, die im Buch Hochdeutsch sprechen bzw. hochdeutsch zitiert werden, sind die militärischen Vorgesetzten, der Fabrikherr und der Pastor.

*Peter Bürger*

### 13. Literaturverzeichnis

*Artikel „Neheim-Hüsten“*. In: Wikipedia.org [Abruf am 11.10.2010].

*Artikel „Soziopathie“*. In: Wikipedia.org [Abruf am 9.10.2010].

*Artikel „Till Eulenspiegel“*. In: Wikipedia.org [Abruf am 10.10.2010].  
[mit Internetlinks zum vollständigen Text des Eulenspiegel-Buches;  
u.a. auch zum Druck von 1515: [http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2009/7216/pdf/Ulenspiegel\\_1515.pdf](http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2009/7216/pdf/Ulenspiegel_1515.pdf)]

*Bürger, Peter (2006): Aanewenge. Plattdeutsches Leutegut und Leuteleben im Sauerland*. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum 2006. [Bestelladresse: [www.museum-eslohe.de](http://www.museum-eslohe.de)]

*Bürger, Peter (2007): Strunzerdal. Die sauerländische Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts und ihre Klassiker Friedrich Wilhelm Grimme und Joseph Pape*. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum 2007. [Bestelladresse: [www.museum-eslohe.de](http://www.museum-eslohe.de)]

*Bürger, Peter (2010): Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten*. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum 2010. [Bestelladresse: [www.museum-eslohe.de](http://www.museum-eslohe.de)]

*Christine Koch – Werke in vier Bänden*. Bearbeitet von Peter Bürger, Alfons Meschede und Manfred Raffenberg. Hg. Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe e.V. Fredeburg: Grobbel 1991-1994. [Bestelladresse: [www.museum-eslohe.de](http://www.museum-eslohe.de)]

*Der plattdeutsche „Volksspiegel“ (1878) für das märkische Sauerland von Caspar Brocksieper*. Einleitung & Textauswahl: Peter Bürger. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 12. Eslohe 2010. [www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

*Die Plattdeutsche Bibliographie und Biographie (PBuB)*. Bearbeitet von Peter Hansen; fortgeführt seit März 2009 vom Institut für niederdeutsche Sprache, Bremen. Internetzugang: <http://www.ins-db.de>

*Drewermann, Eugen: Heimkehrer aus der Hölle. Märchen von Kriegsverletzungen und ihrer Heilung. Ostfildern: Patmos-Verlag der Schwaben AG 2010.*

*Feldmann, Anna: Bremscheider Familienchronik. Band I. „Aus der Familiengeschichte Bürger, Bremscheid“. Paderborn: Selbstverlag 1984. [Manuskriptdruck]*

*Herman Bote. Ein kurzweiliges Buch von Till Eulenspiegel aus dem Lande Braunschweig. Wie er sein Leben vollbracht hat. Sechsendneunzig seiner Geschichten. Herausgegeben, in die Sprache unserer Zeit übertragen und mit Anmerkungen versehen von Siegfried H. Sichteremann. Frankfurt a.M.: Insel TB 1978.*

*Närsk Tuig! Iut dem Noelote van Kristejon Dullromes. Plattduitske Schnäcke un Streiche iut em Patterbürnken. I. Liewensgeschichte van Kristejon Dullromes. II. Ollerhand Maus. 2. Auflage. Werl: Stein'sche Buchhandlung o.J. [Erstauflage 1878]*

*Pilkmann-Pohl, Reinhard (Bearb.): Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes. Hg. Sauerländer Heimatbund e.V. Arnsberg: Strobel 1988. [digitalisiert auch im Internet abrufbar: [www.sauerlaender-heimatbund.de/Plattdeutsches\\_%20Woerterbuch.pdf](http://www.sauerlaender-heimatbund.de/Plattdeutsches_%20Woerterbuch.pdf)]*

*Riemann, Fritz: Grundformen der Angst. Eine tiefenpsychologische Studie. München, Basel: E. Reinhardt 1984.*

*Schröder, Ludwig: Chronika van Saust. Mit viellen schoinen Billern. = Bibliothek niederdeutscher Werke Bd. 17 / Chroniken ndt. Städte Band 1. Leipzig: Lenz 1896. / 2. Aufl. ebd. 1928. / Nachdruck der 2. Aufl. Soest: Ellinghaus 1983.*

*Schröder, Th[eodor]: Britzeln un Beschüte. Erzählungen und Gedichte nebst einer Sammlung der gebräuchlichsten Sprichwörter in sauerländischer (märkischer) Mundart. Paderborn. Schöningh 1898.*

*Schulte, Werner (Hg.): 600 Jahre Bürgerfreiheit Neheim-Hüsten. Neheim-Hüsten: Selbstverlag der Stadt Neheim-Hüsten 1958. [S. 57-65: Bernhard Bahnschulte, Die Stadt Neheim. Auf dem Weg zur Industriestadt; S. 133-139: Emmy Marke, Die industrielle Entwicklung in Hüsten; S. 255-265: Willi Richter: Vielgestaltige Industrie als Grundlage des Wirtschaftslebens]*

*Turk*, Heinrich: Gedichte in plattdeutscher Mundart. Mit einem Bildnis des Dichters und einer Einleitung von Carl Hüter (=Bibliothek niederdeutscher Werke 28). 2. Auflage. Leipzig: Lenz 1897. [Erstauflage 1885]

*Voß*, Norbert: Übersicht über die starken (unregelmäßigen) Zeitwörter und ihre Beugung. = Ungedrucktes Schreibmaschinenskript o.J. [22 Bl.; Mundart des kurkölnischen Sauerlandes] [Kopie: Christine-Koch-Mundartarchiv]

*Woeste*, Johann Friedrich Leopold: Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark. Sagen, Märchen, Aberglaube, Bräuche, Kinderspiele, Bauernregeln und Sprichwörter aus dem Raum Iserlohn. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Wilhelm Bleicher und Frank-Daniel Schulten. = Bd. 1 der zweibändigen Jubiläumsausgabe zum 200. Geburtstag J.F.L. Woestes. Iserlohn 2007. [Neuaufgabe der Ausgabe von 1848]

# daunlots.

## internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe.

[www.sauerlandmundart.de](http://www.sauerlandmundart.de)

Bis November 2010 erschienen:

### Nr. 1

Sauerländer Platt. Geschichtlicher Überblick  
und Bibliographie zur Mundartforschung. Bearbeitet von Peter Bürger.

### Nr. 2

Christine Koch (1869-1951). Biographie im Überblick,  
Werkbeispiele, aktualisierte Bibliographie. Bearbeitet von Peter Bürger.

### Nr. 3

Hochdeutsches Arbeitsbuch zur Mundartlyrik von Christine Koch (1869-1951).  
Bearb. Peter Bürger. Eslohe 2010.

### Nr. 4

Sauerländische Mundarttexte aus den „Völkerstimmen“  
von Johannes Matthias Firmenich (1808-1889).  
Bearbeitet von Magdalene Fiebig.

### Nr. 5

Hubert Wacker (1925-2002): Goethes „Reineke Fuchs“  
übertragen in Attendorner Mundart.

### Nr. 6

Buchvorstellung und Index zum sauerländischen  
Mundartautoren-Lexikon („Im reypen Koren“).

### Nr. 7

Draulzen vertällt [1949]. Neu herausgegeben durch den  
Heimatverein für das Drolshagener Land. Bearbeitet von Albert Stahl.

### Nr. 8

Dullen Lannmecke. Plattdeutsche und hochdeutsche  
Geschichten aus dem Landenbecker Buch.

### Nr. 9

Vorgestellt: Jupp Balkenhol vom Möhnesee.

### Nr. 10

Julius Caesar: Dütt un Datt in Lünscher Platt.  
Lüdenscheid 1911 [dokumentiert].

**Nr. 11**

Ein plattdeutsches Zwischenspiel von 1736 für das Schultheater  
am Kloostergymnasium Arnsberg-Wedinghausen.

**Nr. 12**

Der plattdeutsche „Volksspiegel“ (1878) für das märkische Sauerland von  
Caspar Brocksieper. Einleitung & Textauswahl: Peter Bürger.

**Nr. 13**

Ludwig Peter Gabriel: Bunte Blätter in sauerländischer Mundart.  
Attendorn 1924. [dokumentiert]. Bearb. Albert Stahl & P. Bürger.

**Nr. 14**

Horst Ludwigsen: Ut diäm Ollen Testament.  
I. Dat äieste Bauk Mose (Genesis).

**Nr. 15**

Horst Ludwigsen: Ut diäm Ollen Testament.  
II. Dat twedde Bauk Mose (Exodus) – Ut diäm drüdden, väierten un fifften  
Bauk Mose (Levitikus, Numeri, Deuteronomium).

**Nr. 16**

Horst Ludwigsen: Ut diäm Ollen Testament.  
III. Josua / Ut diär Richtertid.

**Nr. 17**

Horst Ludwigsen: Ut diäm Ollen Testament.  
IV. Samuel / Ut diär Küönigstid.

**Nr. 18**

Horst Ludwigsen: Ut diäm Ollen Testament.  
V. Begleitheft. (Texte zu Übersetzung & Illustration,  
Wörterklärungen, Vorstellung des Übersetzers).

**Nr. 19**

Franz Ostenkötter, Neheim: Hiärmen Slaumayers Liäwensläüp.  
Ein plattdeutsches Literaturzeugnis zum sauerländischen Milieuwandel im  
ausgehenden 19. Jahrhundert. Ediert und kommentiert von Peter Bürger.

**Nr. 20**

Carmen Rosenthal: Märchenspiele in der Mundart von Wenden.  
Mit einer Vorstellung der Autorin.

**Nr. 21**

Vorgestellt: Albert Stahl aus Drolshagen-Halbhusten.  
[mit Auszügen aus dem Buch „Dorfleben“]

**Nr. 22**

Vorgestellt: Gottfried Heine (1849-1917). Mundart von Schmallenberg-Bödefeld.